

..



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Über die Darstellung jüdischer Identität in dem Film
Ein ganz gewöhnlicher Jude“

Verfasserin

Theresa Wey

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag.phil.)

Wien, 2014

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 317

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Theater-, Film- und Medienwissenschaft

Betreuerin:

Univ.-Doz. Mag. Dr. Brigitte Dalinger

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	5
1. Identität	
1.1 Eine Definition.....	11
2. Ein ganz gewöhnlicher Jude	13
2.1 Juden in Deutschland – Die ewige Sonderrolle?.....	15
2.1.1 Stigma Judentum. Der Stigma-Begriff bei Erving Goffmann.....	29
2.2 Geschichte und Geschichten.....	37
2.3 Risches.....	50
2.4 Der ewige Jude?.....	57
2.5 Israel.....	69
3. Filmteam	
3.1 Der Autor.....	77
3.2 Der Regisseur.....	80
3.3 Der Schauspieler.....	83
4. Rezeption	87
Fazit	91
Bibliographie	95
Anhang	
Bildmaterial.....	I
Zusammenfassung.....	XIII
Lebenslauf.....	XVI

Einleitung

Der erfolgreiche amerikanisch-jüdische Schriftsteller Philip Roth benennt in seinem Roman *American Pastoral* eines der zentralen Themen dieser Arbeit, wenn er die innere Diskrepanz vieler Juden zwischen Unauffälligkeit und Sonderstatus als „contradiction in Jews who want to fit in and want to stand out, who insist they are different and insist they are no different“¹ beschreibt – ein Widerspruch, der seit den 1990er Jahren viel diskutiert wurde. Die Shoah liegt mehr als 60 Jahre zurück, die meisten Juden, die heute leben, kennen seine Schrecken nur aus Erzählungen und sind nun auf der Suche nach ihrer Identität, die sich nicht nur aus den Erlebnissen ihrer Vorfahren konstituieren soll. Ganz besonders in Deutschland, einem Land, das sich stets um Vergangenheitsbewältigung und Wiedergutmachung bemüht und damit regelmäßig zum Erinnern und Gedenken anhält, keine einfache Aufgabe. So ist es nicht verwunderlich, dass die Frage nach der jüdischen Identität in Deutschland Eingang in die Kunst gefunden hat und es sich auch immer mehr Filmemacher zur Aufgabe gemacht haben, sich mit diesem Thema auseinanderzusetzen – mal satirisch, mal ernst, Spielfilme ebenso wie Dokumentationen für die verschiedensten Zielgruppen.

So wie die Komödie *Alles auf Zucker*² (2004) von Dany Levy. Sie ist ein gutes Beispiel, wie man sich mit einem Augenzwinkern mit deutschjüdischer Identität auseinandersetzen kann. Jack Zucker, der schon lange nichts mehr mit dem Judentum „am Hut hat“, wird vom Testament der verstorbenen Mutter genötigt, Zeit mit seinem jüdisch-orthodoxen Bruder und dessen Familie zu verbringen, wenn er sich nicht um die Erbschaft bringen will. Dany Levy spielt mit den Stereotypen. Den Zuschauern werden „echte exotische Juden“ präsentiert, über die Zucker nur

¹ Philip Roth, *American Pastoral*, London: Vintage Books 1998, S. 20.

² *Alles auf Zucker*, Regie: Dany Levy, Deutschland 2004, DVD, Hamburg: Warner Home Video 2005.

den Kopf schütteln kann und die den Zuschauer durch die Akribie, mit der sie ihre Regeln befolgen und ihren Ritualen nachgehen immer wieder zum Schmunzeln bringen. Der Film sagt ganz klar: Lachen über Juden, das ist erlaubt. Wenn der Sohn von Zuckers Bruder in dessen Küche wild vor und zurück wippend seine Sünden bekennt, sieht das lustig aus und soll auch lustig gefunden werden. Gleichzeitig wird betont: Hinter der exotisch anmutenden Fassade stecken ganz normale Menschen und Zucker entdeckt nach und nach Gemeinsamkeiten zwischen sich und dem Rest seiner Familie; plötzlich spielt die Religion gar keine so große Rolle mehr.

Dass Religion keine so große Rolle mehr in ihrem Leben spielt, wünscht sich auch die 13-jährige Nelly aus *Max Minsky und ich*³ (2007). Die junge Berlinerin hat keine Lust auf ihren Hebräisch-Unterricht und zeigt auch sonst wenig Interesse an ihrer bevorstehenden Bat Mizwa, weil sie als begeisterte Anhängerin der Naturwissenschaften nicht an Gott glaubt. In diesem Film wird Nelly erklärt, dass das Judentum gar nicht so viel mit Religion zu tun hat, sondern mit Tradition und Gemeinschaftsgefühl, außerdem, so erklärt ihr ihre Großmutter, stehe das Judentum auch für das Fragen nach den großen Zusammenhängen. Mit diesen Erklärungen lässt sich Nelly schlussendlich doch zur Bat Mizwa überreden. In *Max Minsky und ich* soll aus dem Judentum keine große Sache gemacht werden. Der Film könnte auch von einer Christin handeln, die mit 13 Jahren anderes im Kopf und somit keine Lust hat, in die Kirche zu gehen, mit dem Unterschied, dass der Film die These aufstellt, der Glaube spiele keine zentrale Rolle für die Entscheidung Jude oder Jüdin zu werden, es genüge, sich als Teil einer Tradition und Gemeinschaft zu verstehen. In der Dokumentation *Die Judenschublade*⁴ (2005) äußern sich zahlreiche junge Juden dazu, was es für sie bedeutet, heute als Juden in Deutschland zu leben. Sie sprechen über ihre persönlichen Empfindungen in Bezug auf Themen wie

³ *Max Minsky und ich*, Regie: Anna Justice, Deutschland 2007, DVD, Hamburg: Warner Home Video 2008.

⁴ *Die Judenschublade*, Regie: Stephan Laur, Margarethe Mehring-Fuchs, Deutschland 2005; DVD, Bonn/Hamburg: Linguavideo 2005.

Religiosität, Antisemitismus oder dem Staat Israel, setzen sich aber insbesondere mit der Wahrnehmung nichtjüdischer Deutscher und deren Vorurteilen Juden gegenüber auseinander. Wie wird ihnen in Deutschland begegnet, weil sie jüdisch sind?

Während einige sich wünschen, nicht anders behandelt zu werden, identifizieren sich andere sehr stark mit der jüdischen Kultur sowie mit Israel und fühlen sich in Deutschland nur wenig zu Hause.

Auf Juden aufmerksam machen, die in Deutschland trotz der Shoah nach wie vor ihre Heimat sehen, möchte Richard Chaim Schneider mit seiner Dokumentation *Wir sind da! Juden in Deutschland nach 1945*⁵ aus dem Jahr 1999. Der 6. Teil mit dem Titel *Normalität?* beschäftigt sich mit der Zeit nach der Wiedervereinigung 1989 und bringt somit auch die Einwanderung zahlreicher Juden aus der ehemaligen Sowjetunion zur Sprache. Die Dokumentation stellt Fragen nach deutscher und jüdischer Identität und lässt dabei unter anderem den ehemaligen Vorsitzenden des *Zentralrats der Juden in Deutschland* Ignatz Bubis, den deutschen Journalisten, Schriftsteller und Regisseur Ralph Giordano sowie den deutschen Politiker bei *Bündnis 90/Die Grünen* Daniel Cohn-Bendit zu Wort kommen.

Ebenfalls mit Interviews arbeitet der Film *Leben und Leben lassen*⁶ (2002) in dem die Sängerin und Schauspielerinnen Sharon Brauner 70 Berlinerinnen und Berliner sechs Fragen stellt, unter anderem „Was fällt dir zum Begriff Judentum oder Juden ein?“. Die Aussagen sind häufig stereotyp und von Vorurteilen geprägt, einige sogar antisemitisch. Besonders interessant wird das Interview dadurch, dass die Zuschauer nicht gleich erfahren, welchem religiösen Hintergrund die Teilnehmer entstammen, was einige Überraschungen zur Folge hat.

⁵ *Wir sind da! Juden in Deutschland nach 1945*, Regie: Richard Chaim Schneider, Deutschland 1999, DVD, München: Janusch Kozminski Filmproduktion 1999.

⁶ *Leben und Leben lassen*, Regie: Sharon Brauner, Deutschland 2002, zu sehen auf www.leben-und-leben-lassen.com/, Zugriff: 10.09.2013.

In die Reihe der Filme, welche sich mit jüdischer Identität in Deutschland auseinandersetzen gehört auch der 2005 von Oliver Hirschbiegel gedrehte Film *Ein ganz gewöhnlicher Jude*, welcher Thema der vorliegenden Arbeit sein soll. Er treibt das Fragen nach der deutsch-jüdischen Identität in einem rund 90-minütigen Monolog auf die Spitze, in welchem der Protagonist Emanuel Goldfarb, durch seine Wohnung spazierend, fünf für deutsche Juden zentrale Aspekte erörtert: Ihre Sonderstellung in Deutschland, die gemeinsame Geschichte, Antisemitismus, die Frage nach der persönlichen Bedeutung des Judentums abseits von Religion und zuletzt die Rolle des Staates Israel.

Diese Arbeit beschäftigt sich mit den Thesen, die in dem Film zu den genannten Themen aufgestellt werden auf inhaltlicher sowie auf filmischer Basis. Es soll herausgearbeitet werden, wie jüdische Identität in Deutschland dargestellt wird. Desweiteren wird der Frage nachgegangen, inwieweit *Ein ganz gewöhnlicher Jude* ein treffendes Bild der Juden zeichnet, welche heute in Deutschland zu Hause sind. Beschäftigen die Themen, mit denen sich die Figur Goldfarb auseinandersetzt, die meisten deutschen Juden? Vertreten sie ähnliche Meinungen wie er?

Einführend soll dazu im ersten Teil der Arbeit kurz der Begriff *Identität* beleuchtet werden. Anschließend liefert die Arbeit eine Einführung in den Film, um danach mit den fünf Kernthemen zu beginnen. Zu jedem Thema wird zunächst Goldfarbs Haltung geschildert und die filmische Darstellung analysiert und interpretiert. Daraufhin wird seine Wahrnehmung mit Aussagen eines möglichst breiten Spektrums deutscher Juden zu dem jeweiligen Gegenstand verglichen, um ein möglichst treffendes Bild deutsch-jüdischer Identität zu erhalten. Identität ist selbstverständlich etwas sehr individuelles, daher soll nicht verallgemeinert werden; die Arbeit möchte allerdings Berührungspunkte aufzeigen, die sich aufgrund der religiösen oder kulturellen Herkunft und vor allem aufgrund ihrer Wahrnehmung durch Außenstehende – welche Juden häufig Vorurteile entgegenbringen und sie

somit stigmatisieren – ergeben. Die Gründe für Stigmatisierungen und ihre Folgen werden in einem Exkurs zu Ervin Goffmans Werk *Stigma* erläutert.

Der Hauptteil der Arbeit behandelt in Kapitel 2.1 „Juden in Deutschland – Die ewige Sonderrolle?“ zunächst die Sonderstellung, die Juden in Deutschland innehaben. Dabei wird besonders das Thema Philosemitismus hervorgehoben und damit eine Sonderbehandlung im „positiven“ Sinne, die sich unter anderem aus ererbten Schuldgefühlen ergibt. In Kapitel 2.2 „Geschichte und Geschichten“ soll die Bedeutung der gemeinsamen jüdischen Geschichte für die persönliche Identität herausgearbeitet werden und der Frage, welche Tragweite die Verbrechen an den eigenen Vorfahren für Juden heute haben, nachgegangen werden. Ebenso wird untersucht, welchen Einfluss das stetige Erinnern und Gedenken bei Juden sowie Nichtjuden haben kann. Kapitel 2.3 „Risches“ beschäftigt sich mit Antisemitismus und der Vorstellung, Juden könnten diesen mit einem gewissen „richtigen“ Verhalten vermeiden, so wie es Goldfarb in seiner Kindheit beigebracht wurde. Ebenfalls wird betrachtet, inwiefern die Verbrechen der Shoah und die regelmäßige Konfrontation mit diesen eine neue Art von Antisemitismus auslösen können. In Kapitel 2.4 „Der ewige Jude?“ wird die ganz persönliche Bedeutung des Judentums für den einzelnen Juden erörtert. Anhand der These Goldfarbs, die besagt, dass die Lossagung vom Judentum auch für einen Atheisten Konflikte mit sich bringen kann, soll herausgearbeitet werden, was das Judentum neben seiner Funktion als Glaubensgemeinschaft ausmacht. Im letzten Abschnitt des Hauptteils soll in Kapitel 2.5 „Israel“ auf die Bedeutung des Staates Israel für deutsche Juden eingegangen werden, wobei eine klare Grenze zwischen den Vorstellungen deutscher Nichtjuden bezüglich des Grades der Identifikation und dem tatsächlich vorhandenen Verbundenheitsgefühl mit Israel gezogen werden soll.

Im dritten Teil der Arbeit werden Persönlichkeiten des Filmteams – der Autor Charles Lewinsky, der Regisseur Oliver Hirschbiegel und der Schauspieler Ben Becker – kurz vorgestellt. Ihre Haltung dem Film gegenüber wird dargelegt und

auch die persönliche Bedeutung der Thematik, besonders für die beiden Juden Lewinsky und Becker, geschildert.

Abschließend werden noch einige Rezensionen wiedergegeben und der Versuch einer Erklärung unternommen, warum diese vorwiegend kritisch ausfielen.

1. Identität

1.1 Eine Definition

Der Begriff *Identität* leitet sich vom lateinischen *idem* (derselbe/dasselbe) ab und beschreibt in der Philosophie eine „zweistellige Beziehung zwischen Gegenständen beliebiger Bereiche, die dadurch ausgezeichnet sind, dass jeder Gegenstand allein zu sich selbst in dieser Beziehung steht.“⁷

Identität dient damit, laut dieser Definition, zunächst einmal der Unterscheidung von Gegenständen. Indem jedem Gegenstand Eigenschaften zugeschrieben werden, lässt sich feststellen, dass Gegenstände untereinander *unterscheidbar* sind, ein Gegenstand mit sich selbst jedoch in jedem Falle *identisch* sein muss.

Existieren für ein Objekt mehrere Synonyme, versteht man folglich unter jeder Bezeichnung dasselbe, wenn sich über jeden der Begriffe die gleichen Aussagen treffen lassen (z.B. Poem – Gedicht).⁸

Lenkt man den Blick nun auf den Menschen im Besonderen, stellt sich die Frage nach der *Ich-Identität*. Ein Begriff aus den Sozialwissenschaften,⁹ der sich ursprünglich aus den „Aporien der Rollentheorie ergeben [hat, da sie][...] z. B. das

⁷Vgl. Kuno Lorenz, „Identität“, *Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie*, Bd. 3, Hg. Jürgen Mittelstraß. Stuttgart, Weimar: Metzler² 2003, S. 530-534, hier S. 530.

⁸ Von G.W. Leibniz stammt dieser sogenannte Ununterscheidbarkeitssatz: „eadem sunt quorum unum in alterius locum substitui potest, salva veritate“ („identisch sind diejenigen [Termini], deren einer für den anderen mit Erhaltenbleiben der Wahrheit [d.h. des Wahrheitswertes] eingesetzt werden kann). Zitiert nach: Kuno Lorenz, „Identität“, S. 631.

⁹ Erik H. Erikson verschaffte dem Begriff *Identität* in den Sozialwissenschaften Anerkennung. Dabei berief er sich auf die Psychoanalyse, da, wenn auch Sigmund Freud die Bezeichnung *Ich-Identität* nicht theoretisch relevant verwendet hat, sein Persönlichkeitsmodell als Grundlage für vielerlei Identitätstheorien gilt. Vgl. Helmut Dubiel, „Identität, Ich-Identität“, *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 4, Hg. Joachim Ritter u. Karlfried Gründer. Basel Stuttgart: Schwabe & Co 1976, Sp. 148-151, hier Sp. 148.

Problem, wie die Person die Vielzahl ihr zugemuteter Rollen zu einem zwar differenzierten, aber noch konsistenten Ich integriert [nicht lösen konnte].“¹⁰

Dabei zielt der Begriff Identität zunächst einmal auf die „*Einheit* des Subjektes“¹¹ ab. Sie kommt aber nicht ohne die *Individualität* aus: Diese beschreibt die „*Differenz* des Subjektes zu anderen Individuen“¹² und ermöglicht folglich eine *Identifizierung*. Identität lässt sich in *personale Identität* und *soziale Identität* unterteilen. Personale Identität meint die innere Perspektive auf die eigene Identität, die Vorstellung, die ein Mensch von sich selbst hat, während man unter sozialer Identität den Blick von außen versteht, d. h. das Bild, welches sich die Anderen machen.

Die vorangegangenen Unterteilungen helfen, ein Individuum im Kontext der Gesellschaft, in der es lebt, zu beschreiben, was von Bedeutung ist, weil Identität immer massiv von gesellschaftlicher und kultureller Prägung abhängt.¹³

Heute geht man der Frage nach der menschlichen Identität aus vielerlei Perspektiven nach. Zu nennen sind Philosophie, Psychologie und Psychoanalyse, Soziologie, Kulturphilosophie und Kulturwissenschaft sowie Pädagogik und Politologie; ferner auch naturwissenschaftliche Ansätze aus Medizin oder Neurobiologie.¹⁴

Die vielfältigen Herangehensweisen zeigen, wie essenziell die Frage nach der Identität zu sein scheint. Wer bin ich? Wer sind die Anderen? Wie wird Identität von außen wahrgenommen? Wodurch grenzt sich ein Individuum ab und wodurch passt es sich an? Und in weiterer Folge bedeutet es auch: Wo gehört es dazu und wo nicht? Womit *identifiziert* es sich?

¹⁰ Helmut Dubiel, „Ich-Identität, Identität“, Sp. 148.

¹¹ Heinz Abels, Alexandra König (Hg.), *Sozialisation. Soziologische Antworten auf die Frage, wie wir werden, was wir sind, wie gesellschaftliche Ordnung möglich ist und wie Theorien der Gesellschaft und der Identität ineinanderspielen*, Wiesbaden: VS 2010, S. 20.

¹² Ebd.

¹³ Ebd.

¹⁴ Vgl. Jörg Zirfas, „Identität in der Moderne. Eine Einleitung“, *Schlüsselwerke der Identitätsforschung*, Hg. Benjamin Jörissen u. Jörg Zirfas, Wiesbaden: VS 2010, S. 9-17, hier S. 12.

Ebenfalls muss nach der Konstitution von Identität gefragt werden. Wie wird der Mensch, was er ist? Welche Faktoren spielen bei der Entwicklung eines Individuums eine Rolle?

2. Ein ganz gewöhnlicher Jude

Ein ganz gewöhnlicher Jude, ein Film des deutschen Regisseurs Oliver Hirschbiegel mit Drehbuch des Schweizer Autors Charles Lewinsky, wurde im Auftrag des NDR gedreht und feierte 2005 im Rahmen des Filmfestes Hamburg (22. bis 29. September 2005) seine Deutschlandpremiere.¹⁵ Die Österreichpremiere folgte am 15. November 2005 im Rahmen der Jüdischen Filmwoche 05¹⁶. In den deutschen Kinos war der Film ab dem 19. Januar 2006 zu sehen.¹⁷ Die Erstausstrahlung im Fernsehen fand am 4. April 2007 um 20.15 in der ARD statt.¹⁸

Der rund 90-minütige Monologfilm mit Ben Becker in der Hauptrolle als Journalist Emanuel Goldfarb spielt in Hamburg und erzählt davon, wie es sich anfühlen kann, heute als Jude in Deutschland zu leben. Ein Brief an die jüdische Gemeinde Hamburg wird an Goldfarb weitergegeben, weil er Jude ist und weil man von ihm als Journalist glaubt, er müsse auch gut Geschichten erzählen können; ein Brief, in dem ein Lehrer einen Juden in den Sozialkundeunterricht einladen möchte, damit seine Schüler diesem Fragen zum Thema Judentum stellen können. Goldfarb beginnt, den Brief zu beantworten, um die Einladung abzulehnen und verstrickt

¹⁵Siehe dazu Anon., *Ein ganz gewöhnlicher Jude*, 2005, www.filmfest-hamburg.de/de/programm/film/Ein%20ganz%20gew%C3%B6hnlicher%20Jude/1101, Zugriff: 24.01.2012.

¹⁶ Siehe dazu Anon., *Programm*, 2005, www.jfw.at/2005/info.htm, Zugriff 24.01.2012.

¹⁷ Vgl. Gesine Grassel, *Hirschbiegels neuster Streich*, 2006. www.kino-zeit.de/filme/ein-ganz-gewohnlicher-jude, Zugriff: 24.01.2012.

¹⁸ Siehe dazu Klaudia Wick, „Mal wütend, mal zynisch, mal abgrundtief verletzt“, *Berliner Zeitung*, 4.4.2007, www.berliner-zeitung.de/archiv/wie-sich-ben-becker-wehrt---ein-ganz-gewoehnlicher-jude--zu-sein--ein-kammerspiel-von-oliver-hirschbiegel-in-der-ard-mal-wuetend--mal-zynisch--mal-abgrundtief-verletzt,10810590,10468030.html, Zugriff 24.01.2012.

sich dabei immer weiter in Erklärungen und Rechtfertigungen. Schnell gibt er das Schreiben des Briefes an seiner alten IBM-Kugelschreibmaschine auf, spricht nur noch in sein Diktafon und geht dabei in seiner Wohnung auf und ab. Er spricht darüber, wie es für ihn ist, als Jude in Deutschland zu leben, ein jüdischer Deutscher zu sein und über seinen Wunsch, keine Sonderrolle mehr haben zu müssen, nicht im Guten und nicht im Schlechten. Aus dem vermeintlichen Brief wird eine Erklärung in Buchlänge, die Goldfarb zum Schluss auf seiner Schreibmaschine abtippt.

In der letzten Sequenz sieht man Goldfarb dann doch im Sozialkundeunterricht von Herrn Gebhardt.

Der Film spielt, bis auf die kurze Anfangs- und Schlussequenz, in Goldfarbs Wohnung in Hamburg sowie im Keller des Mehrfamilienhauses. Es handelt sich um eine helle, ordentliche, modern eingerichtete Großstadtwohnung.

Die nun folgende Analyse wird sich mit den fünf dominierenden Themen zu jüdischer Identität beschäftigen, welche der Film aufgreift. Dabei soll die inhaltliche und formale Ebene des Films betrachtet und ein Bezug zum aktuellen Diskurs zum Thema Judentum in Deutschland hergestellt werden. Das Ziel ist es, herauszuarbeiten, ob und inwiefern der Film ein realistisches Bild vom gegenwärtigen Leben deutscher Juden im Bezug auf Identität, Zugehörigkeitsgefühl und Religiosität zu vermitteln in der Lage ist.

2.1. Juden in Deutschland – Die ewige Sonderrolle?

„Ich möchte in einem Deutschland leben, in dem man Jude sein kann, ohne dass die Leute um einen herum es automatisch für notwendig erachten, tolerant zu sein.“¹⁹

Die Sonderrolle, in welcher sich Emanuel Goldfarb als deutscher Jude fühlt, wird im Film direkt zu Beginn thematisiert und bildet gleichzeitig die Grundlage für eine Vielzahl seiner weiteren Schwierigkeiten.

Den Anstoß für Goldfarbs Auseinandersetzung mit seinem Judentum liefert ein Brief an die Jüdische Gemeinde Hamburg, welchen Ali an Goldfarb weitergibt. Die erste Kameraeinstellung des Films lässt den Zuschauer über Goldfarbs Schulter schauen und einen Blick auf den auseinandergefalteten Brief des Kurt-Tucholsky-Gymnasiums in Goldfarbs Hand werfen.²⁰ Der Anlass dessen, was in den nächsten 90 Minuten folgen soll. Der Zuschauer kann den Brief nicht lesen und sieht nur die Reaktion Goldfarbs, der sich vom Beifahrersitz zu Ali auf dem Rücksitz umdreht und offensichtlich nicht gewillt ist, der Aufforderung in dem Brief nachzukommen. Er verkündet, dass er „das“ nicht machen will, gibt Ali den Brief zurück und steigt aus dem Auto.

Das Verhältnis zwischen Ali und Goldfarb wird nicht weiter erläutert. Da er Goldfarb zu Hause absetzt, selbst aber in seinem Wagen mit Chauffeur noch weiter gefahren wird, könnte er ein Vorgesetzter sein. Ali könnte allerdings auch ein Mitglied der Jüdischen Gemeinde Hamburg sein, was erklären würde, wie er zu

¹⁹ Charles Lewinsky, *Ein ganz gewöhnlicher Jude*, Berlin: Rotbuch 2008, S. 17.

²⁰ *Ein ganz gewöhnlicher Jude*, Regie: Oliver Hirschbiegel, Deutschland 2005; DVD, Ismaning: EuroVideo 2006, 00:04 (1) (Screenshots zu allen zitierten Filmausschnitten finden sich hinter der Bibliographie, einige sind exemplarisch auch dem Fließtext beigelegt. Die Nummern hinter der Zeitangabe in der Fußnote dienen einer besseren Übersicht. Bei einem längeren Filmzitat werden beispielhaft ein oder mehrere Ausschnitte ausgewählt und mit exakter Zeitangabe dem Bildmaterial im Anhang beigelegt, da diese von der Startzeit der Sequenz abweichen kann. Zeitangaben beziehen sich immer auf das Abspielen mit dem VLC media player. Die Autorin hat festgestellt, dass sich beim Abspielen mit unterschiedlichen Abspielprogrammen auch unterschiedliche Zeitangaben ergeben).

dem Brief gekommen ist. Die beiden duzen sich, auch wenn Ali Goldfarb mit „Goldfarb“ anspricht.

Ali läuft Goldfarb mit dem Brief hinterher, zwingt ihm diesen praktisch auf, legt ihm gönnerhaft die Hand auf die Schulter und versichert ihm, er würde das schon schaffen. Dann steigt er zurück in den Wagen und lässt ihn stehen.²¹

Goldfarb betritt sein Wohnhaus, den Fahrstuhl und schließlich seine Wohnung²². Die Kamera, durch ein leichtes Auf-und-Ab-Wippen als Handkamera zu erkennen, folgt ihm, filmt ihn auf seinem Weg zur Wohnung von hinten, sodass der Zuschauer sich gleich zu Beginn wie ein Voyeur fühlt, bis ihm die Wohnungstür vor der Nase zugeschlagen wird, allerdings nur, um seine Aufmerksamkeit auf das angebrachte Namensschild („Emanuel Goldfarb“) und die am Türrahmen befestigte Mesusa zu lenken. An dieser Stelle weiß der Zuschauer: In dieser Wohnung lebt ein Jude.

Im Inneren der Wohnung folgen die Zuschauer Goldfarb weiter, der seinen Mantel abgelegt hat und nun im Wohnzimmer an seiner Schreibmaschine Platz nimmt, um auf besagten Brief mit einer Absage zu antworten. Der Brief stammt von Herrn Gebhardt, einem Lehrer, der einen Juden in seinen Sozialkundeunterricht einladen möchte, damit seine Schüler diesem Fragen zum Thema Judentum stellen können.

Die Kamera erweckt durch die Art, wie sie geführt wird, den Eindruck, ein menschlicher Beobachter zu sein. Wie ein imaginärer Zuschauer lehnt sie am Eingang des Wohnzimmers, traut sich dann aber schnell näher heran und späht Goldfarb erneut über die Schulter, während dieser beginnt, den Brief auf seiner Schreibmaschine zu beantworten. Der Zuschauer „steht“ so dicht hinter ihm, dass er ihm fast ins Ohr schauen kann. Der voyeuristische Aspekt wird durch die kurze Distanz zum gefilmten Objekt noch verstärkt und zeigt uns genau das, was Herr Gebhardt mit seiner Einladung bezwecken möchte: Es geht hier um das Erlangen

²¹Ebd. 00:40f. (2).

²² Ebd. 01:30f. (3).

eines Einblicks durch die Betrachtung aus nächster Nähe, die er seinen Schülern ermöglichen möchte. Gleichzeitig zeigt die Kameraperspektive, wie diese Einladung auf Goldfarb wirken muss, wie bedrängt er sich fühlt: Als Objekt des öffentlichen Interesses ausgestellt und schamlos begafft. Würde es sich bei der Kamera um eine reale Person handeln, könnte er fast ihren Atem in seinem Ohr spüren.²³

Das Erste, was Goldfarb an der Einladung anstößt, sind die vorsichtigen Formulierungen. Statt darum zu bitten, einen Juden in den Unterricht kommen zu lassen, bittet Herr Gebhardt um einen „jüdischen Mitbürger“²⁴, um ein „Mitglied Ihrer [der jüdischen] Religionsgemeinschaft“²⁵. Goldfarb machen „solche vorsichtigen Formulierungen immer gleich so furchtbar aggressiv“²⁶, weil sie implizieren, dass das Interagieren mit einem Juden automatisch „political correctness“²⁷ erfordert, so als wäre Jüdischsein eine „Behinderung, an die man nicht gerne erinnert wird“²⁸. Während Goldfarb das äußert, behält ihn die Kamera weiterhin genau im Auge. Abwechselnd frontal und seitlich, jedoch immer in Nahaufnahme, verfolgt sie jede seiner Regungen.²⁹

Durch die übermäßige Vorsicht im Umgang mit ihm hat Goldfarb „eine zu dünne Haut. Nicht vom Angegriffen werden [...] [, sondern] von den Samthandschuhen, mit denen man ständig angegriffen wird. Von diesem permanenten ranschmeißerischen Verständnis. Von dieser ekelhaften Einfühlsamkeit“.³⁰

Man behandelt Goldfarb besonders vorsichtig, zuvorkommend, mit besonders viel Aufmerksamkeit und Interesse. Während Judentum in Deutschland lange diskreditierend war, scheint es heute ins Gegenteil umgeschlagen zu sein, zumindest behauptet das der Film. Goldfarb berichtet, „[s]o manche Frau, die man

²³ Vgl. ebd. 02:54. (4).

²⁴ Charles Lewinsky, *Ein ganz gewöhnlicher Jude*, S. 11.

²⁵ Ebd. S. 11.

²⁶ Ebd. S. 11.

²⁷ Ebd. S. 12.

²⁸ Ebd. S. 12.

²⁹ *Ein ganz gewöhnlicher Jude*, (DE 2005) 04:24f. (5).

³⁰ Charles Lewinsky, *Ein ganz gewöhnlicher Jude*, S. 17.

auf einer Vernissage trifft, möchte gerne wissen, wie das ist, wenn man mit einem Juden schläft“.³¹ Für diesen Umgang mit Juden hat Goldfarb zwei Erklärungen, eine davon ist das Bedürfnis vieler Deutscher nach „Wiedergutmachung“.³²

„Wiedergutmachung“ – eigentlich ein unpassender Begriff, „da die Schäden durch Verfolgung, Beraubung, Versklavung, durch Freiheitsentzug und Ermordung unter dem nationalsozialistischen Regime nicht ‚wieder gut gemacht‘ werden können“.³³ Ursprünglich ist damit eine Zahlung an NS-Verfolgte gemeint, sozusagen als Entschädigung für das, was erlitten wurde. Insgesamt wurden von der Bundesrepublik Deutschland laut Finanzministerium bis 2010 eine Entschädigungszahlungen von 68,079 Mrd. Euro an Geschädigte entrichtet.³⁴ Der Staat Israel erhielt im Rahmen des luxemburgischen „Wiedergutmachungsabkommens“ 3 Mrd. DM (etwa 1,53 Mrd. Euro), die jüdische Claims-Conference 450 Mio. DM (etwa 230 Mrd. Euro).³⁵

Doch diese Zahlungen meint Goldfarb hier nicht, er bezieht sich vielmehr auf die Haltung, die dahinter steht. Für entstandene Schäden zu zahlen, ist die eine Sache, es mit Juden besonders gut zu meinen, weil sie oder ihre Vorfahren im Laufe des NS-Regimes Schreckliches erleiden mussten, die andere. Goldfarb „kann Leute nicht ausstehen, die meinen, sie müssten es gut mit uns [den Juden] meinen“.³⁶ Doch gerade diese Haltung scheinen viele Menschen gegenüber Juden einzunehmen. Schon in der Schule vielfach über die grausamen Vorkommnisse der Shoah informiert, belehrt, dass jeder einzelne die Verantwortung dafür mitträgt,

³¹ Ebd. S. 65.

³² Siehe dazu ebd, S. 10. „Wer es besser machen will, macht es noch lange nicht gut. Das Gut-Machen ist immer wieder eine schwierige Sache. Das ewige Wieder-Gut-Machen. So ein deutsches Wort.“

³³ Anon., *Wiedergutmachung*, o.J., <http://www.bpb.de/politik/extremismus/antisemitismus/37986/argumente-gegen-rechte-vorurteile?p=24>, Zugriff: 26.01.2012.

³⁴ Bundesministerium der Finanzen, *Entschädigungen von NS-Unrecht. Regelungen zur Wiedergutmachung*, 2011, S. 41, www.bundesfinanzministerium.de/nn_618/DE/BMF__Startseite/Service/Broschueren__Bestellservice/Das__Ministerium/40144,templateId=raw,property=publicationFile.pdf, Zugriff: 27.01.2012.

³⁵ Anon., *Wiedergutmachung*, o.J., Zugriff: 26.01.2012.

³⁶ Charles Lewinsky, *Ein ganz gewöhnlicher Jude*, S. 14.

dass „so etwas“ nie wieder passiert – ein Bewusstsein, das Unbefangenheit gegenüber Juden in Deutschland fast unmöglich zu machen scheint. Die Folge davon ist, so der Film, das Bedürfnis, Juden gegenüber ein hohes Maß an Solidarität und Toleranz entgegen zu bringen und genau daraus ergibt sich die Sonderrolle, das erneute Stigma. Doch Goldfarb möchte nicht in einem Deutschland leben, in dem „die Leute um einen herum es automatisch für notwendig erachten, tolerant zu sein“³⁷, sobald sie erfahren, dass er Jude ist. Die „permanente Solidarität“³⁸ geht ihm auf die Nerven.

Das „Wiedergutmachen“ hat hier also nur indirekt etwas mit der Wiedergutmachungspolitik zu tun, es bezieht sich vor allen Dingen auf ein persönliches Bedürfnis vieler Deutscher, zu beweisen, dass sie anders sind als ihre Vorfahren, dass sie es besser machen werden.

Dies hängt eng mit der zweiten Erklärung zusammen, welche Goldfarb für seine Sonderrolle hat. Möchte man beweisen, dass man es besser macht, braucht man auch jemanden, dem man es beweisen kann. Doch es gibt heute vergleichsweise wenige Juden in Deutschland.

Eine Volkszählung am 16. Juni 1933, kurz nach der nationalsozialistischen „Machtergreifung“, ergab eine Anzahl von 499.682 deutschen Juden³⁹; der Zentralrat der Juden in Deutschland gibt eine Zahl zwischen 500.000 und 600.000 an. Nach Kriegsende waren es laut ebendiesem noch rund 15.000, alle anderen waren ausgewandert oder ermordet worden. Bis 1989 war die Anzahl wieder auf 26.000 angestiegen, als durch die Wiedervereinigung noch einmal viele Juden aus der ehemaligen Sowjetunion nach Deutschland kamen. So gehören heute rund

³⁷ Ebd. S. 14.

³⁸ Ebd. S. 15.

³⁹ Vgl. Ino Arndt, Heinz Boberach, „Deutsches Reich“, *Dimension des Völkermords. Die Zahl der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus* [= Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte, Band 33], Hg. Wolfgang Benz, München: Oldenbourg 1991, S. 23-65, hier S. 23.

105.000 Juden mehr als 108 jüdischen Gemeinden deutschlandweit an.⁴⁰

Man geht davon aus, dass 160.000 deutsche Juden der Shoah zum Opfer gefallen sind⁴¹. Insgesamt rechnet man mit der Ermordung eines Minimums von 5,29 Millionen und eines Maximums von knapp über 6 Millionen Juden.⁴²

Das hat zur Folge, dass ein „gewöhnlicher Jude in Deutschland [...] wie ein ganz gewöhnliches Spitzmaulnashorn in Afrika“⁴³ ist. Goldfarb findet:

„Ein Widerspruch in sich. Wir sind zu selten geworden, wir Nashörner. Man hat uns zu lange gejagt und abgeschossen. Wir sind ein Fall für die Tierschützer geworden. Für Greenpeace und den Verein für christlich-jüdische Zusammenarbeit. Nashörner guckt man sich im Zoo an; Juden lädt man sich in den Unterricht ein.“⁴⁴

Goldfarb behauptet hier, man fühle sich als Jude in Deutschland wie ein Museumsobjekt, doch er sei noch „nicht reif fürs Museum“⁴⁵, wolle noch „nicht ausgestopft werden. Aufgespießt. Präpariert wie eine interessante Missgeburt“.⁴⁶ Er stellt sich vor, wie er wohl vor die Klasse treten soll, damit er dem Bild eines echten Juden auch gerecht wird, ob er freundlich lächeln, die Nase im Profil zeigen oder lieber einen Buckel machen soll, auf seinen Schultern „[d]ie Last von viertausend Jahren Geschichte“.⁴⁷

Während dieser Überlegungen erhebt sich Goldfarb von seinem Schreibtischstuhl, die Kamera erhebt sich mit ihm, bleibt auf Augenhöhe. Er tritt vor einen großen goldumrandeten Spiegel, der an der Wand lehnt. Dort betrachtet er sich selbst, erst lächelnd, dann mit gekrümmtem Rücken und schließlich die Nase im Profil,

⁴⁰ Vgl. Anon., *Judentum in der BRD*, o.J., www.zentralratjuden.de/de/topic/66.html, Zugriff: 01.02.2012.

⁴¹ Vgl. Ino Arndt, Heinz Boberach, „Deutsches Reich“, S. 65.

⁴² Vgl. Wolfgang Benz, „Die Dimension des Völkermords. Einleitung“, *Dimension des Völkermords. Die Zahl der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus* [= Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte, Band 33], Hg. Wolfgang Benz, München: Oldenbourg 1991, S. 1-20, hier S. 15ff.

⁴³ Charles Lewinsky, *Ein ganz gewöhnlicher Jude*, S. 19.

⁴⁴ Ebd. S. 19.

⁴⁵ Ebd. S. 14.

⁴⁶ Ebd. S. 14.

⁴⁷ Ebd. S. 13.

während er wütend gestikulierend auf den auf dem Schreibtisch liegenden Brief einredet, als säße Herr Gebhardt persönlich dort. Goldfarb betont mit den Grimassen vor dem Spiegel seine Rolle als unfreiwilliges Anschauungsobjekt, wirft sich sarkastisch in Pose für sein imaginäres Publikum.⁴⁸ (Abb. 1)



Abb. 1: *Ein ganz gewöhnlicher Jude*, (DE 2005), 06:26.

Dass der Spiegel gar nicht an der Wand angebracht ist, sondern wie ein Requisit an der Wand lehnt, schafft eine leicht theatrale Stimmung, die den Museumscharakter noch unterstreicht: Die Wohnung dient als Ausstellungsraum seiner selbst. Alleine in seiner Wohnung benimmt sich Goldfarb, als würde er beobachtet, als spreche er zu einem Publikum. Die Tatsache, dass er überhaupt laut vor sich hin spricht, statt nur zu denken, scheint absurd, zeigt aber, wie sehr er sich von außen bedrängt und beobachtet fühlt, so sehr, dass er sich im wahrsten Sinne des Wortes freisprechen muss, um sich einen Raum zu schaffen, in dem er einfach nur ein „ganz gewöhnlicher“ Mensch sein kann.

Ein wenig aufgelöst wird diese befremdliche Form des Selbstgesprächs erst, als

⁴⁸ *Ein ganz gewöhnlicher Jude*, (DE 2005), 05:53f. (6).

Goldfarb schließlich sein Diktiergerät einschaltet.⁴⁹

Als Goldfarb sich zurück an seinen Schreibtisch setzt und wütend verkündet, er sei noch nicht reif fürs Museum⁵⁰, sitzt ihm die Kamera im wahrsten Sinne des Wortes im Nacken: Der Bildausschnitt zeigt Goldfarbs Schulterpartie, Nacken und untere Kopfhälfte in Großaufnahme⁵¹ – ein Ausdruck der starken Bedrängnis, in der sich Goldfarb fühlt. (Abb .2)



Abb. 2: *Ein ganz gewöhnlicher Jude*, (DE 2005), 06:52.

Als Goldfarb sich ruckartig auf seinem Schreibtischstuhl umdreht, muss man fast einen Zusammenstoß mit der Kamera fürchten, so dicht ist sein Gesicht vor der Linse. Die Kamera übernimmt hier die Rolle dessen, was Goldfarb eben nicht möchte: Sie behandelt ihn wie ein interessantes Ausstellungsobjekt, welches man ohne Scheu von allen Seiten und aus nächster Nähe betrachten darf.

Hinter den zynischen Überlegungen Goldfarbs steht besonders der Wunsch nach Normalität: „Ich will die Sonderrolle nicht haben, nicht im Schlechten und nicht

⁴⁹ Ebd. 08:07 (7).

⁵⁰ Vgl. Charles Lewinsky, *Ein ganz gewöhnlicher Jude*, S. 14.

⁵¹ *Ein ganz gewöhnlicher Jude*, (DE 2005), 06:39f. (8).

im Guten. Ein ganz gewöhnlicher Mensch möchte ich sein. Ein ganz gewöhnlicher Jude.“⁵²

Dies gestaltet sich aber aufgrund der deutschen Geschichte und der Tatsache, dass nicht mehr allzu viele Juden in Deutschland leben, schwierig. Daher wurden, so Goldfarb, mit der Zeit immer mehr Möglichkeiten geschaffen, „die spät entdeckte deutsche Judenfreundlichkeit auszuleben“:⁵³ Auf-den-Spuren-Wanderungen, Festivals jiddischer Filme, Kurse für israelische Volkstänze, Stände für jüdische Küche auf jedem Stadtfest und natürlich viele Konzerte mit Klezmer-Musik, bei denen lauter Weltverbesserermusikanten spielen würden, von denen meist kein einziger mehr Jude sei.⁵⁴ All das ein Zeichen des neuen Philosemitismus, der viele Deutsche ergriffenzuhaben scheint – doch Goldfarb zieht den Philosemit dem Antisemiten nicht vor: „Der Antisemit würgt, der Philosemit umarmt. Und bei beiden bleibt mir die Luft weg.“⁵⁵

Schon die Tatsache, dass man sich einen Juden in den Unterricht einladen möchte, ist für Goldfarb der Beweis für die Existenz seiner Sonderrolle und diese macht ihm Angst. Er möchte nicht beim Beantworten der Fragen von Schülern erkennen müssen, „dass es nicht geht. Dass es so etwas wie einen ganz normalen Juden nicht geben kann. Nie mehr. Nicht in diesem Land.“⁵⁶ Doch eigentlich ist er zu diesem Schluss schon längst gekommen. Von sich sagt er, er sei „mit seinem Projekt, ein ganz gewöhnlicher Deutscher zu werden, kläglich gescheitert“⁵⁷ und behauptet gleichzeitig, man könne an diesem Versuch auch nur scheitern, weil man in einem Land wie Deutschland,

„wo man die Erinnerung wiederkaut, jeden Tag, wie einen unverdauten Bissen,

⁵² Charles Lewinsky, *Ein ganz gewöhnlicher Jude*, S. 19.

⁵³ Ebd. S. 93.

⁵⁴ Siehe dazu ebd. S. 83ff.

⁵⁵ Ebd. S. 95.

⁵⁶ Ebd. S. 81.

⁵⁷ Ebd. S. 51.

den man nicht ausspucken kann, [...] wo im Fernsehen die Gedenksendungen über den Holocaust laufen wie Werbespots für Slipeinlagen, [...] wo ein Lehrer einen höflichen Brief an die Gemeinde schreibt, um sich einen echten Juden für den Sozialkundeunterricht zu engagieren, ein Anschauungsobjekt, für die eigene Unvoreingenommenheit,⁵⁸

niemals aus seiner Rolle heraus könne. Und so behalten die Juden auch von offizieller Seite ihre Sonderrolle. Selten werden sie als jüdische Deutsche oder deutsche Juden betrachtet, sondern meist als Juden in Deutschland, so als gehörten sie gar nicht hierher. Und so heißt es auch: Der Zentralrat der Juden in Deutschland, „was sich für [...] [Goldfarb] immer anhört wie ein Folkloreverein, eine Gruppe von Leuten mit Heimweh“.⁵⁹

Betrachtet man Goldfarbs Schilderungen, stellt sich die Frage, inwiefern seine Ansichten und Empfindungen repräsentativ sind. Fest steht, dass sich Goldfarb bereits intensiv mit seiner Rolle als deutscher Jude auseinandergesetzt hat und sich seine (fiktiven) Schilderungen auch in der Realität vielfach wiederfinden.

Der deutsche Politiker Philipp Auerbach (1906-1952) schrieb: „Wir deutschen Juden sind ein Museumsstück“⁶⁰ und ebendiese Formulierung findet sich auch in einem Radiobeitrag anlässlich der 60. „Woche der Brüderlichkeit“ im März 2012 wieder. Hier heißt es: „Das Gespräch zwischen Juden und Christen wird in Festreden gern gelobt. Die Realität ist oft anders. Viele Juden möchten nicht als ‚lebende Museumsstücke‘ gesehen werden.“⁶¹ Diese Empfindung Goldfarbs scheinen folglich einige Juden zu teilen. In dem Radiobeitrag finden sich, gerade in den Interviews, einige Statements, welche uns aus dem Film sehr bekannt

⁵⁸ Ebd. S. 53.

⁵⁹ Ebd. S. 54.

⁶⁰ Cilly Kugelmann, Hanno Loewy, „So einfach war das“, *So einfach war das. Jüdische Kindheit und Jugend in Deutschland 1945*, Hg. Cilly Kugelmann, Hanno Loewy, Stiftung Jüdisches Museum Berlin, Köln: DuMont 2002, S. 6-20, hier S. 11.

⁶¹ *Nervige Fragen zum kosheren Essen*, Autor: Gerald Beyrodt, D 2012; Radio-Ausstrahlung, Deutschlandradio 13.03.2012.

vorkommen. So passiert es scheinbar häufig, dass das Judentum plötzlich zum ausschließlichen Gesprächsthema wird, sobald das Gegenüber erfährt, dass jemand jüdisch ist. Es findet eine, natürlich unbewusste, Reduktion auf das „Jüdisch-Sein“ statt, die keine anderen Gesprächsthemen mehr zulässt. So berichtet die Vorsitzende der Berliner Regionalgruppe von „Jung und Jüdisch“⁶² Eva Schafberg:

„In Gesprächen, in denen rauskommt, dass ich jüdisch bin, gibt es ständig Fragen zum Judentum, was fast schon etwas enervierend sein kann, was natürlich nett gemeint ist. Ich verstehe auch, wenn man dann mal einen Juden trifft sozusagen, dass man dann viel wissen möchte. Aber teilweise kommt man sich schon vor, wie so 'n lebendes Museumsstück, muss ich ehrlich sagen, wenn es dann mit den Fragen überhand nimmt. Zum Beispiel in der Uni, wenn man sich eigentlich auf seine Uni-Arbeiten konzentrieren möchte, [sic!] und dann von Studenten ausgefragt wird.“⁶³

Schafberg spielt hier ebenfalls darauf an, dass es eben nicht mehr so häufig vorkommt, dass man Juden trifft und erklärt damit die große Neugierde. Die meisten meinen es nur gut, das ist ihr bewusst, dennoch fühlt sie sich oft bedrängt, besonders, wenn sie daran denkt, dass einige Christen aus Solidarität auch die jüdischen Feiertage begehen möchten oder den Wunsch äußern, mit Juden zu beten⁶⁴: „Eine Umarmung kann zum Würgegriff werden, um das mal so ganz drastisch zu sagen“⁶⁵, erzählt sie und gibt dabei fast exakt Emanuel Goldfarbs Worte wieder. Doch Eva Schafberg stellt sich trotzdem regelmäßig vor Schulklassen und beantwortet Fragen zum Thema Judentum, auch wenn sie findet: „Als Jude, zumindest, wenn man sich als Jude zu erkennen gibt, hat man eigentlich jeden Tag

⁶² Jung und Jüdisch Deutschland E.V. ist eine Vereinigung junger jüdischer Erwachsener zwischen 18 und 35, welche sich einem offenen, pluralistischen und progressiven Judentum verschreibt und ein Forum bietet, in welchem jüdisches Leben in Deutschland vielfältig gelebt und selbstbestimmt gestaltet werden kann. Siehe dazu Anon., *Über uns*, o.J., www.jungundjuedisch.de/index.html, Zugriff: 18.03.2012.

⁶³ *Nervige Fragen zum koscheren Essen*, Autor: Gerald Beyrodt.

⁶⁴ Vgl. ebd.

⁶⁵ Ebd.

jüdisch-christlichen Dialog.“⁶⁶ In ihren Augen leider nur in eine Richtung: „Christen und Andersgläubige fragen, Juden antworten“⁶⁷.

Schafberg ist mit ihrer Wahrnehmung nicht alleine. Die Jüdin Hannah Lessing ist in Österreich aufgewachsen, heute Generalsekretärin des Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus und des Allgemeinen Entschädigungsfonds, und hat in ihrer Jugend ähnliche Erfahrungen gemacht. Sie berichtet aus ihrer Schulzeit: „Die meisten Jugendlichen, die ich [...] traf, waren sich unsicher, wie man sich gegenüber ‚Juden‘ zu verhalten hat. Musste man sich schuldig fühlen? Sich für die Vergangenheit entschuldigen?“⁶⁸ Hier zeigt sich erneut der Wiedergutmachungsgedanke, welchen schon Goldfarb anspricht. Die große Unsicherheit im Umgang mit Juden, welche im Erwachsenenalter vielleicht mit übermäßigem Interesse am Judentum übertüncht worden wäre, zeigt sich hier bei den Jugendlichen noch unverfälscht.

Und auch Lessing ist eine Berührungsangst mit dem Wort „Jude“ aufgefallen, ähnlich wie sie Goldfarb in dem Brief von Herrn Gebhardt vorfindet: „Das Wort ‚Jude oder Jüdin‘ war eines, das sie sich nicht trauten zu benutzen, wie als ob [sic!] es ein Schimpfwort sei.“⁶⁹

Tsafrir Cohen, der Gründer des Berliner Jewish Film Festivals, zog in den 80er Jahren aus Israel nach Westberlin und machte die Beobachtung, dass er dort „bei vielen Menschen [...] phantastisch [ankommt]“.⁷⁰ Er hatte das Gefühl, dass er „per

⁶⁶ Ebd.

⁶⁷ Ebd.

⁶⁸ Hannah Lessing, „Davidstern und Weihnukkah“, *So einfach war das. Jüdische Kindheiten und Jugend seit 1945 in Österreich, der Schweiz und Deutschland*, Hg. Jüdisches Museum Hohenems, Hohenems: Jüdisches Museum Hohenems (Hämmerle Druck) 2004, S. 71-73, hier S. 73.

⁶⁹ Ebd. S. 73.

⁷⁰ Tsafrir Cohen, „Ab ins ‚wahre‘ Leben“, *So einfach war das. Jüdische Kindheit und Jugend in Deutschland seit 1945*, Hg. Cilly Kugelman, Hanno Loewy, Stiftung Jüdisches Museum Berlin, Köln: DuMont 2002, S. 36-41, hier S. 40.

Geburt fast eine ‚celibrity‘ [war]⁷¹. Cohen erfuhr „Wiedergutmachung“ in besonders engem Sinne: Durch seinen Mitbewohner, der ihm „ungebeten ein Jahr lang den Haushalt [führte]“⁷². So erlag Cohen gelegentlich dem Eindruck, seine Anwesenheit müsse für seine Umwelt ein Geschenk sein⁷³ und gesteht:

„[I]n schwachen Momenten habe ich die Spielräume, die mir ungefragt zur Verfügung gestellt wurden, sprich die Milde, die Kritiklosigkeit und die aus nichts resultierende Zuneigung, auch gerne in Anspruch genommen. Es dauerte lange, bis ich gelernt habe, dieses zu erkennen und nicht auszunutzen.“⁷⁴

Und auch der Jude Robert Schindel berichtet aus seiner Schulzeit kurz nach Ende des Zweiten Weltkriegs: „Vier Jahre lang hat [die Lehrerin] Frau Lißt alle in der Klasse immer wieder strafweis [sic!] mit dem Lineal auf die Finger geschlagen. Nur Monika nicht. Mich nicht. Zwei wuschelige Dunkle.“⁷⁵

Beide Schilderungen erinnern stark an Goldfarbs Erlebnisse auf den Vernissagen, an die Frauen, die es aufregend finden, einmal mit einem Juden geschlafen zu haben.

Auch Goldfarb gibt zu: „Ich habe das [...] oft ausgenutzt. Die Neugierde.“⁷⁶

Die Autorin Esther Dischereit beschreibt das Jüdische in Deutschland als „eine Angelegenheit der Gedenkstunden, der soziologisch philosophischen Überlegungen“⁷⁷, sie findet: „Der jüdische Mensch wird in der öffentlichen Wahrnehmung wieder und wieder ‚Jude‘ und nichts als Jude“⁷⁸. Auch sie stellt in Deutschland somit einen hohen Grad der Auseinandersetzung mit dem Judentum fest und findet, dieser führe zu einer Reduktion auf die Zugehörigkeit zum jüdischen Glauben.

⁷¹ Ebd. S. 40.

⁷² Ebd. S. 40.

⁷³ Ebd. S. 40.

⁷⁴ Ebd. S. 41.

⁷⁵ Robert Schindel, „Wuschel. Bemerkungen zur Leidensgeschichte jüdischer Identität“, *Identitäten*, Hg. Gisela Dachs, Frankfurt a.M. Suhrkamp 2009, S. 11-30, hier S. 12.

⁷⁶ Charles Lewinsky, *Ein ganz gewöhnlicher Jude*, S. 65.

⁷⁷ Esther Dischereit, *Übungen, jüdisch zu sein*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1998, S. 19f.

⁷⁸ Ebd. S. 20.

Was die Zugehörigkeit der Juden zu Deutschland angeht, so ist sie der Meinung, es bedürfe „heute in der deutschen Öffentlichkeit einer regelrechten Aufklärung darüber, daß Juden Deutsche waren und sind. Eine bewußte, rationale Anstrengung [...] [sei] erforderlich, nichts Selbstverständliches [...] [sei] dabei.“⁷⁹ Sie räumt allerdings ein, dass auch für sie die Zugehörigkeit zu Deutschland nicht selbstverständlich ist, schlicht und einfach aufgrund der deutschen Geschichte, und findet, „[e]s mag auch für einen Juden besser sein, sich der Vorläufig- und Vergänglichkeit jeder Art nationaler Zugehörigkeit bewußt zu sein“.⁸⁰ Mit dieser Vorsicht ist Esther Dischereit nicht alleine. Der Jude Manuel Herz berichtet: „Meine Eltern [...] hatten mich relativ erfolgreich so erzogen, dass ich zu Deutschland keinen emotionalen Bezug empfand und es nie als meine ‚Heimat‘ empfinden würde.“⁸¹ Dennoch lebt er gerne dort.

Bis heute soll es in Deutschland wenige jüdische Akademiker geben, die sich als Geistes- und Sozialwissenschaftler, Sozialarbeiter oder Lehrer betätigen, somit in Berufen arbeiten, welche eine intimere Bindung zu Deutschland und der deutschen Bevölkerung erfordern.⁸²

Es zeigt sich hier also ein Aspekt, welcher in *Ein ganz gewöhnlicher Jude* in dieser Form nicht angesprochen wird: Der Wunsch einiger Juden selbst, sich gegenüber Deutschland abzugrenzen, sich zu schützen. Emanuel Goldfarb verspürt diesen Wunsch nicht, er hat vielmehr Angst, dass Juden „[e]in ewiger Sonderfall“⁸³ bleiben, immer „Juden in Deutschland [...], nie jüdische Deutsche“⁸⁴.

Anhand des ersten inhaltlichen Filmabschnitts und der angeführten Beispiele wird eine Unterteilung in Juden und Deutsche sichtbar, die die Existenz von deutschen

⁷⁹ Ebd. S. 29f.

⁸⁰ Ebd. S. 29.

⁸¹ Manuel Herz, „Schwedischer Pass mit deutschem Akzent“, *So einfach war das. Jüdische Kindheit und Jugend in Deutschland seit 1945*, S. 52-55, hier S. 53.

⁸² Siehe dazu Cilly Kugelman, Hanno Loewy, *So einfach war das*, S. 12f.

⁸³ Charles Lewinsky, *Ein ganz gewöhnlicher Jude*, S. 81.

⁸⁴ Ebd.

Juden bzw. jüdischen Deutschen nahezu verneint und Juden in eine Sonderrolle drängt, die in hohem Maß von einem als unangemessen empfundenen Philosemitismus geprägt ist. Während der Protagonist Emanuel Goldfarb sich wie viele andere Juden nach Normalität sehnt, die Sonderrolle, und sei sie noch so positiv, also ablehnt, haben andere Juden das Bedürfnis, sich von Deutschland zu distanzieren, positionieren sich bewusst abseits und möchten sich damit vor einem emotionalen Bezug schützen.

Auf formaler Ebene zeigt der Film an den zitierten Stellen einen Goldfarb, der sich von seiner Außenwelt bedrängt und begafft fühlt. Hierfür wird eine massiv voyeuristischen Kameraführung verwendet, welche jeder Bewegung Goldfarbs folgt, ihn nicht aus den Augen lässt. Zusätzlich wird viel mit Nah- und Großaufnahmen gearbeitet, bei denen der Eindruck entsteht, sie nähmen Goldfarb den Raum, sich frei zu bewegen.

2.1.1 Stigma Judentum. Der Stigma-Begriff bei Erving Goffmann

Unter Betrachtung von Goffmans Werk *Stigma* soll an dieser Stelle ein kurzer Exkurs zu der Problematik der ewigen Sonderrolle gemacht werden, um besser zu verstehen, was womöglich zur Stigmatisierung von deutschen Juden führt und welche Auswirkungen diese auf deren Identitätsbewusstsein haben.

Erving Goffman befasst sich in *Stigma* mit beschädigter Identität, ihren Auswirkungen und mit den Techniken zur Bewältigung einer solchen. Der Begriff *Stigma* stammt von den Griechen und meint einen

„Verweis auf körperliche Zeichen, die dazu bestimmt waren, etwas Ungewöhnliches oder Schlechtes über den moralischen Zustand des Zeichenträgers zu offenbaren. Die Zeichen wurden in den Körper geschnitten oder gebrannt und taten öffentlich kund, daß der Träger ein Sklave, ein

Verbrecher oder ein Verräter war – eine gebrandmarkte, rituell für unrein erklärte Person, die gemieden werden sollte“.⁸⁵

Hier ist ein Stigma ausschließlich etwas Negatives. Bei den Christen gab es außerdem eine positive Stigmatisierung als „Zeichen göttlicher Gnade“.⁸⁶

Heute ist der Begriff Stigma auch metaphorisch zu begreifen und bezieht sich mehr auf „die Unehre selbst, als auf deren körperliche Erscheinungsweise“.⁸⁷ Viele Stigmata ergeben sich erst aus einer „Beziehung zwischen Eigenschaft und Stereotyp heraus“⁸⁸; das bedeutet, dass die gleiche Eigenschaft, während sie den einen Menschen stigmatisiert, die Normalität eines anderen Menschen bestätigen kann.⁸⁹ Dies hängt mit unseren Erwartungen und Forderungen an bestimmte Personengruppen zusammen und erst, wenn Erwartung und Realität nicht miteinander übereinstimmen, beginnen wir, dies zu hinterfragen. Vorher sind wir uns oft nicht einmal bewusst, überhaupt Forderungen gestellt zu haben.⁹⁰

Neben diesen Eigenschaften, die lediglich abhängig von der gezeichneten Personengruppe diskreditierend sein können oder auch nicht, gibt es auch solche, welche in der Gesellschaft fast immer diskreditierend sind. Diese Stigmata unterteilt Goffman in drei Typen:

1. **Abscheulichkeiten des Körpers**, gemeint sind verschiedene physische Deformationen.

⁸⁵ Erving Goffman, *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*, Frankfurt a.M.: stw 1975. S. 9.

⁸⁶ Ebd. S. 9. Diese Zeichen äußerten sich als Blumen, welche auf der Haut aufbrachen.

⁸⁷ Ebd. S. 9.

⁸⁸ Ebd. S. 12.

⁸⁹ Vgl. ebd. S. 11. Es wird dazu das Beispiel eines Individuums gebracht, welches für sein Vaterland kämpfen möchte, aufgrund eines physischen Defekts aber eigentlich nicht die Möglichkeit dazu hätte. Es verheimlicht den Defekt erfolgreich und wird Teil der Armee. Nach einer Weile entscheidet es sich anders und macht seinen Defekt öffentlich, um ins Krankenhaus gebracht zu werden. Während das Individuum in der Armee für seinen Defekt diskreditiert würde, würde es im Krankenhaus für fehlende Defekte diskreditiert und entlassen.

⁹⁰ Vgl. S. 10.

2. **Individuelle Charakterfehler**, wahrgenommen als Willensschwäche, unnatürliche Leidenschaften oder Unehrenhaftigkeit, wie beispielsweise Sucht, Homosexualität, Arbeitslosigkeit oder radikales politisches Verhalten.
3. **Phylogenetische Stigmata**, wie „Rasse“, Nation und Religion. Diese Stigmata werden gewöhnlich von Geschlecht zu Geschlecht weitergegeben und „kontaminieren“ damit alle Mitglieder einer Familie gleichermaßen.⁹¹

Man muss folglich auch zwischen Menschen mit Stigmata unterscheiden, die auf den ersten Blick sichtbar und somit jederzeit *diskreditierend* sind, und solchen mit Stigmata, welche ihnen nicht anzusehen und lediglich *diskreditierbar* sind.⁹²

Laut Goffman haben alle Stigmatisierten einen ähnlichen „moralischen Werdegang“.⁹³ Er geht dabei davon aus, dass sie ähnliche Lernerfahrungen hinsichtlich ihrer Stigmata machen, welche sich auf jedes Individuum ähnlich auswirken und somit auch zu einer ähnlichen Entwicklung führen.

Dazu nennt er zwei Phasen, die alle Stigmatisierten durchleben: In der ersten Phase antizipieren sie die Standpunkte der Normalen und verinnerlichen deren Vorstellung von Identität. In der zweiten Phase erkennen sie, dass sie von dieser Vorstellung abweichen und realisieren ihr Stigma mit all seinen Konsequenzen.⁹⁴

Die Stigmatisierungen äußern sich in der Haltung der „Normalen“⁹⁵ gegenüber den Stigmatisierten. Goffman nimmt an, dass wir glauben, dass eine Person mit einem Stigma „nicht ganz menschlich ist“⁹⁶, woraus sich verschiedene Arten von Diskriminierung ergeben, die dazu dienen, „ihre Inferiorität [zu] erklären und die Gefährdung durch den Stigmatisierten nach[zu]weisen“.⁹⁷ Dies geschieht selten

⁹¹ Siehe dazu ebd. S. 12f.

⁹² Siehe dazu ebd. S. 128.

⁹³ Vgl. ebd. S. 45.

⁹⁴ Vgl. ebd.

⁹⁵ Goffman bezeichnet die Nicht-Stigmatisierten als „Normale“, diese Bezeichnung übernehme ich im Folgenden. „Uns und diejenigen, die von den jeweils in Frage stehenden Erwartungen nicht negativ abweichen, werde ich die *Normalen* nennen.“ Ebd. S. 13.

⁹⁶ Ebd. S. 13.

⁹⁷ Ebd. S. 14.

bewusst, hat jedoch zu Folge, dass sich das Leben einer stigmatisierten Person deutlich mühsamer gestaltet.

Von den Stigmatisierten wiederum erwartet man, natürlich ebenfalls unbewusst, dass sie sich ihrer Stigmatisierung entsprechend verhalten. Dazu erschwert man ihnen jede andere Verhaltensweise, indem man ihnen eine Haltung entgegenbringt, die ihre Kategorie unterstützen, in vielen Fällen sogar erst realisieren soll.⁹⁸

Es wird ihnen also niemals auf Augenhöhe begegnet, stets findet eine Diskriminierung statt, welche sowohl von negativer Art (Ausgrenzung, Beleidigung etc.) als auch von positiver Art (besonderes Wohlwollen, größere Nachsicht bei Fehlern etc.) sein kann.

Das kann mehrere Folgen haben. Es ist möglich, dass das stigmatisierte Individuum das Attribut, welches es auszeichnet, ablehnt, es selbst „als etwas Schändliches und als etwas, auf das es gerne verzichten würde“⁹⁹ begreift und eventuell sogar versucht, es loszuwerden, was durch verschiedenste Behandlungen von außen erfolgen kann¹⁰⁰, aber auch durch Anstrengungen, die das Individuum selbst unternimmt.¹⁰¹ Gelingt es, ein stigmatisierendes Merkmal loszuwerden, ist die Person aber fatalerweise nicht plötzlich stigmalos: Das Ergebnis ist „nicht der Erwerb eines vollkommen normalen Status, sondern die Transformation eines Ichs mit einem bestimmten Makel zu einem Ich mit dem Kennzeichen, einen bestimmten Makel korrigiert zu haben.“¹⁰²

Stigmatisierung zeigt sich erst im sozialen Gefüge, im Umgang miteinander. Es ist etwas, dass erst in dem Moment entsteht, in dem die „Normalen“ Merkmale als

⁹⁸ Siehe dazu ebd. S. 15.

⁹⁹ Ebd. S. 16.

¹⁰⁰ Vgl. ebd. S. 18. Beispiele hierfür sind z.B. Homosexuelle, die versuchen, sich durch eine Psychotherapie „heilen“ zu lassen oder Menschen mit stigmatisierenden körperlichen Merkmalen, welche sich durch die plastische Chirurgie davon befreien wollen. Es kann aber ebenso der Austritt aus einer Religion sein.

¹⁰¹ Vgl. ebd. S. 19. Das stigmatisierte Individuum kann sich bemühen, Tätigkeitsbereiche zu meistern, von welchen man annimmt, dass sie ihm aufgrund seines Stigmas verschlossen bleiben.

¹⁰² Ebd. S. 18.

anormal deklarieren. Treffen also „normale“ auf stigmatisierte Menschen, ist die Person mit dem Stigma meist unsicher, weil ihr bewusst ist, dass sie nun einer Kategorie zugeordnet wird und ihr entsprechende Eigenschaften zugeschrieben werden. Ihre sonst alltäglichen Fähigkeiten oder Interessen werden aufgrund ihres Stigmas häufig als außergewöhnlich wahrgenommen, während man dazu geneigt ist, ihre Fehler direkt auf ihr Stigma zurückzuführen.¹⁰³ Infolgedessen passiert es auch häufig, dass die stigmatisierte Person selbst dazu neigt, Fehler oder Misserfolge auf das Stigma zurückzuführen, auch wenn diese offensichtlich nicht in Verbindung stehen.¹⁰⁴

Aber auch für die „Normalen“ entsteht ein Unbehagen im Aufeinandertreffen mit Stigmatisierten. Sie bemühen sich, da sie nicht unbefangen mit ihnen umgehen können, sie einem Personentyp zuzuordnen, mit dem es ihnen leichter fällt, ungezwungen zu interagieren. Dies kann sich zum Guten wie zum Schlechten auswirken: Die Person mit dem Stigma wird also besser oder schlechter behandelt, als eine Person, mit der sich die „Normalen“ auf einer Ebene fühlen oder, bei besonders großer Unbeholfenheit oder Ignoranz, einfach nicht beachtet.¹⁰⁵ Es liegt auf der Hand, dass Menschen deren Stigma auf den ersten Blick sichtbar ist, sei es nun eine körperliche Behinderung oder eine religiöse Tracht, noch stärker von diesem Unbehagen der „Normalen“ betroffen sind.

Es kommt häufig vor, dass sich „Normale“ im Gespräch mit Stigmatisierten geradezu verpflichtet fühlen, sich besonders für deren Stigma zu interessieren und sich mit ihnen kaum über etwas anderes unterhalten können. Meist empfinden sie sich dabei als außergewöhnlich aufrichtig und tolerant.¹⁰⁶

¹⁰³ Vgl. ebd. S. 24f. Blinde, welche den Alltag problemlos meistern, würden von Außen häufig genauso verwundert betrachtet, wie Zauberer, die ein Kaninchen aus dem Hut zaubern, während psychisch erkrankte Menschen befürchten müssten, dass jedes Zeigen von Emotionen, wie z.B. Wut in einer Auseinandersetzung, sofort auf ihre Erkrankung zurückgeführt wird.

¹⁰⁴ Vgl. ebd. S. 20.

¹⁰⁵ Vgl. ebd. S. 29.

¹⁰⁶ Siehe dazu ebd. S. 25, 27.

Um sich selbst und den „Normalen“ unangenehme Gefühle im Umgang zu ersparen, gehen einige Stigmatisierte mit ihrem Stigma selbst in die Offensive, machen es von sich aus zu einem Thema der Interaktion oder zumindest offenkundig sichtbar, sollte es das nicht ohnehin sein.¹⁰⁷

Wenn eine stigmatisierte Person wider Erwarten eine hochrangige Position erreicht, sei es beruflich, politisch oder finanziell, findet sie sich schnell als Repräsentationsfigur ihrer Gruppe wieder, welche den lebenden Beweis dafür liefern soll, was man trotz dieses Stigmas alles erreichen kann.¹⁰⁸

Für viele Personen mit Stigma scheint es leichter, sich vornehmlich unter ihresgleichen, unter Menschen mit demselben Stigma zu bewegen. Beispiele dafür sind Selbsthilfegruppen oder Behindertenvereinigungen ebenso wie Großstadtbezirke, in denen hauptsächlich MigrantInnen leben oder Gotteshäuser und somit Gemeinden aller Religionen, sofern sie an ihrem Standort in der Minderheit sind. Andere Stigmatisierte meiden gerade dieses Umfeld, weil sie ihr Stigma dort besonders thematisiert finden, wenn auch auf andere Art und Weise als im Umgang mit den „Normalen“. Sie haben den Eindruck, es finde dort eine besondere Konzentration auf das „Problem“ statt.¹⁰⁹ Diese Menschen ziehen sich entweder ganz zurück oder pflegen doch lieber einen Umgang mit den „Normalen“, denn auch unter jenen gibt es natürlich Ausnahmen.

Goffman nennt sie die „Weisen“. Sie kommen aufgrund ihres Berufes oder privater Umstände immer wieder in Kontakt mit Stigmatisierten, sodass sie nicht umhin können, zu bemerken, dass die Stigmatisierten ihnen, bis auf ihr Stigma, vermutlich nicht unähnlicher sind als andere „Normale“. Als Beispiel genannt werden unter anderem nichtjüdische Angestellte in jüdischen Delikatessläden oder heterosexuelle Barkeeper in einer Bar für Homosexuelle, aber auch Familienangehörige oder

¹⁰⁷ Vgl. ebd. S. 129ff. Ein Beispiel hierfür sind Blinde, die Sonnenbrillen tragen, obwohl dafür keine medizinischen oder kosmetischen Gründe vorliegen. So stellt sich ihrem Gegenüber gar nicht erst die Frage, was denn mit ihnen nicht stimmen könnte.

¹⁰⁸ Vgl. ebd. S. 38f.

¹⁰⁹ Siehe dazu ebd. S. 32.

EhepartnerInnen. Bei den Angehörigen geht Goffman davon aus, dass sie gezwungen sind, einen Teil der Diskreditierung der stigmatisierten Person zu teilen und somit selbst einen Grad von Stigma erwerben („Ehrenstigma“), das wiederum an eng verbundene Menschen weitergegeben wird wie eine Krankheit. Hier zeichnet sich ein Grund für die Kontaktvermeidung mit stigmatisierten Personen ab: Ihre Diskreditierung ist ansteckend; und so möchte niemand mit dem Mädchen spielen, dessen Vater im Gefängnis sitzt und wer nicht für homosexuell gehalten werden möchte, hält sich besser von entsprechenden Szenelokalen fern.¹¹⁰

Die Juden finden in Goffmans „Stigma“ mehrfach Erwähnung, sodass davon auszugehen ist, dass er sie als Stigmatisierte versteht. Im ursprünglichsten Sinne der Wortbedeutung Stigma, nämlich dem der Kennzeichnung, denkt man möglicherweise zunächst an den Judenstern oder gar an die tätowierten Nummern in den Konzentrationslagern. Doch schon seit dem frühen Mittelalter gibt es in der christlichen und islamischen Welt immer wieder eine Kennzeichnungspflicht oder Kleiderordnung für Juden. Der mittelalterliche Vorgänger des Judensterns im Nationalsozialismus war etwa der gehörnte Hut oder der gelbe Fleck.¹¹¹ Beide Zeichen machten die fehlende Zugehörigkeit zur vorherrschenden und damit „richtigen“ Religion oder Ideologie deutlich. Heute gibt es diese Kennzeichnungen nicht mehr, was also stigmatisiert Juden?

Nach Goffman gehört ihr Stigma dem dritten Typus an; sie sind damit phylogenetisch stigmatisiert – aufgrund ihrer Religion. Da das Judentum sich selbst nicht nur als Religionsgemeinschaft, sondern zusätzlich auch als Volk versteht und somit auch von außen häufig als solches wahrgenommen wird, könnte die Kategorie „Nation“ ebenfalls zutreffen.

Doch wie werden Juden als Juden erkannt? Das Merkmal, welches noch am

¹¹⁰ Siehe dazu ebd. S. 42f.

¹¹¹ Jens. J. Scheiner, *Vom Gelben Flecken zum Judenstern? Genese und Applikation von Judenabzeichen im Islam und christlichen Europa (849-1941)*, Frankfurt a.M.: Lang 2004. S. 71f., 76.

deutlichsten an die Stigma-Vorstellung heranrührt, ist die Beschneidung des männlichen Gliedes. Da diese für andere aber nicht offensichtlich ist und auch in anderen Kulturkreisen sowohl mit als auch ohne religiösen Hintergrund verbreitet ist, kann es nur in Verbindung mit anderen Merkmalen als Indiz verwendet werden.

Orthodoxe Juden sind häufig an ihrer Kleidung zu erkennen. Die Männer tragen im Alltag meist schwarze Anzüge und Hüte, hinzu kommen die Peyes. Frauen sind eher bedeckt gekleidet, sie tragen gewöhnlich längere Röcke und, wenn sie verheiratet sind, einen Scheitel (Perücke) oder ein Kopftuch. Ein weiteres Merkmal sind ihre Namen. Besonders die Familiennamen, aber auch die Vornamen, sollten sie hebräischer Herkunft sein. Familiennamen gab es im Judentum lange nicht, man nannte sich nach dem Vater (Isaac ben Abraham – Isaac, Sohn des Abraham). Als die jüdischen Gemeinden wuchsen, entschieden sich viele Juden doch zu Familiennamen und im Zuge der Aufklärung und somit der Judenemazipation wurden sie dann Pflicht. Häufig sind es wohlklingende Nachnamen wie Rosenthal oder Lilienfeld. Diese Namen werden meist als jüdisch erkannt und verraten somit die Herkunft ihrer Träger.

Ebenfalls ein Indiz kann die Wohnung von Juden sein, sollte man diese denn zu Gesicht bekommen, wenn sich z.B. an den Türrahmen eine Mesusa befindet oder auf der Kommode ein Chanukkaleuchter steht.

Heute gibt es allerdings auch viele Juden, die nicht durch äußere Kennzeichnung auffallen und die ihre Zugehörigkeit zum Judentum auch nicht in ihrem Glauben begründen. Dennoch steht für sie und ihre Umwelt ihr Jüdischsein fest, sie sind somit dennoch stigmatisiert.

Goffman geht in seiner Theorie davon aus, dass ein Stigma nahezu zwangsläufig Nachteile mit sich bringt. Die Nachteile, die Juden im Laufe der Geschichte immer wieder hatten und in Teilen der Welt noch haben, liegen auf der Hand, doch beschäftigt sich der Film mit der aktuellen Situation deutscher Juden, welche

bedeutend von der deutschen Geschichte geprägt ist und damit von den Erinnerungen aller Deutschen, Juden wie Nicht-Juden, an die Shoah.

2.2 Geschichte und Geschichten

„Geschichte. Alles unsere Geschichte.

Man schleppt sie mit sich herum wie einen Buckel.“¹¹²

Bei seiner Suche nach den Ursachen für die Schwierigkeit, in Deutschland ein gewöhnlicher Jude zu sein, setzt sich Goldfarb mit dem Thema Geschichte auseinander. Er geht dazu in sein Schlafzimmer und zieht unter seinem Schrank einen Pappkarton mit Familienfotos hervor, der hinter Schuhen und Schuhkartons verborgen war: „Hier unten sind sie. Versteckt. Begraben. In dem Karton ist meine ganze Geschichte drin. Die ganze Familie. Das ganze Kartenspiel.“¹¹³ Er breitet die Bilder auf seinem Bett aus und stellt fest:

„Juden und Nichtjuden sehen sich ihre Familienfotos nicht auf dieselbe Weise an. [...] Unsere Erinnerungen sind nicht von derselben Art. Sie sagen [angesprochen wird Herr Gebhardt]: ‚Das war der Onkel mit der ganz dicken Frau.‘ ‚Die Tante ist mal bei einer Ruderpartie aus dem Kahn gefallen.‘ [...] So was sagen wir nur bei ganz alten Bildern. Nur bei Fotos von Leuten, die das Glück hatten, rechtzeitig tot zu sein. Bei allen anderen heißt es: ‚Theresienstadt.‘ ‚Auschwitz.‘ ‚Ausgewandert nach Caracas.‘ ‚Verschollen.‘“¹¹⁴

Und wütend darüber, dass die Geschichte nicht doch einen anderen Lauf hat nehmen können, setzt er noch hinzu:

„[I]ch kann auch nicht immer einen Bogen um das Thema machen. Das verkrümmt auf Dauer den Rücken. Mal muss man auch im Haus des Henkers

¹¹² Ebd. S. 41.

¹¹³ Ebd. S. 20f.

¹¹⁴ Ebd. 21f.

vom Strick reden. Und es ist nun mal so, dass die Leute auf meinen Familienfotos auf ganz andere Weise tot sind als die Leute auf Ihren. Umgebracht ist nun mal nicht dasselbe wie gefallen, Vergasung ist nicht dasselbe wie Lungenentzündung. Ich kann`s nicht ändern. Wir haben die gleiche Geschichte, aber nicht die gleichen Geschichten, Sie und ich. Obwohl es alles deutsche Geschichten sind.“¹¹⁵

Hier stößt Goldfarb auf eine scheinbar unüberwindbare Schwierigkeit. Obwohl ihm der „Ach-wie-war-das-alles-schrecklich“-Reflex“¹¹⁶ zutiefst zuwider ist, kommt er nicht umhin zuzugeben, dass deutsche Juden, seine Verwandten eingeschlossen, während des Dritten Reiches Schreckliches erleiden mussten. Dennoch versucht er, in seiner Bestandsaufnahme Abstand zu nehmen von den großen Verbrechen der Shoah mit seiner anonymen Masse an Opfern und verweist stattdessen auf die persönlichen Geschichten und Schicksale, die sich für die einzelnen Jüdinnen und Juden daraus ergeben haben.

Es entsteht der Eindruck, als wollte er diese Geschichten am liebsten aus der Geschichte des Judentums in Deutschland herauslösen, als wünschte er sich die Möglichkeit einer individuellen Betrachtung, die die allgegenwärtigen Assoziationen mit der Shoah und Antisemitismus außen vor lässt. In letzter Konsequenz spricht daraus die Wut darüber, dass die Shoah überhaupt geschehen ist – nicht eine moralische Wut, die verurteilt, dass so vielen Menschen Leid angetan wurde – vielmehr eine persönliche Wut darüber, dass es Ereignisse gab, die es ihm, Emanuel Goldfarb, nicht ermöglichen, in Deutschland ein ganz gewöhnlicher Mensch zu sein. Dass er keinen Einfluss darauf hat, dass seine persönliche Geschichte immer im Kontext der Geschichte des gesamten Judentums verstanden wird und dass somit seine Identität, zumindest von außen betrachtet, immer eine jüdische sein muss. Vielleicht ist das der Grund, warum er seine

¹¹⁵ Ebd. S. 28.

¹¹⁶ Ebd. S. 28.

Familienfotos unter dem Bett „begraben“¹¹⁷ hat: Die Geschichten zu verstecken scheint ihm die einzige Möglichkeit, sich selbst vor der Geschichte zu verstecken. Dass seine Geschichte für Goldfarb etwas Privates ist, zeigt die Unterbringung der Fotos im Schlafzimmer, dem persönlichsten Raum einer Wohnung. Seine Familienfotos sind nichts, was er öffentlich zur Schau stellt. Beim Betrachten der Bilder sehen wir abwechselnd Goldfarbs Gesicht in Untersicht und Nahaufnahme und die Familienfotos, ihm von hinten über die linke Schulter schauend.¹¹⁸ Die Untersicht dient dazu, Goldfarbs Gesicht im Ganzen zu zeigen, da er leicht vornüber gebeugt über den Bildern sitzt – jede Regung soll ganz genau beobachtet und eingefangen werden. Auffällig ist die Perspektive, mit welcher die Kamera die Familienfotos einfängt. Statt einem naheliegenden Point-of-View-Shot, der Goldfarbs Blick auf die Bilder zeigen würde, wird hier erneut der Blick über seine Schulter gewählt, mit dem der Zuschauer zum Voyeur wird. Noch deutlicher wird dies, als Goldfarb sein eigenes Kinderfoto in die Hand nimmt: (Abb. 3)



Abb. 3: *Ein ganz gewöhnlicher Jude*, (DE 2005), 13:16.

¹¹⁷ Ebd. S. 20.

¹¹⁸ *Ein ganz gewöhnlicher Jude*, (DE 2005), 12:10f. (9).

Die Kamera ist fast neben Goldfarbs Gesicht positioniert, um möglichst nah an das Foto heranzukommen – wir sehen einen Teil seines Gesichts am rechten Bildrand.¹¹⁹ Goldfarbs Sehnsucht nach einer Fluchtmöglichkeit vor der Geschichte liegt schon in seinem Elternhaus begründet. Er erzählt nun doch eine „seiner“ Geschichten: Die „Liebesgeschichte“ seiner Eltern – beides Juden, Inhaber eines Haushaltswarengeschäftes – die „zwei Planeten in verschiedenen Umlaufbahnen“¹²⁰ waren und nur zueinander gefunden hatten, weil sie jemanden suchten, an dem sie sich festklammern konnten,¹²¹ die sich nur zusammengetan hatten, „um nicht aufzugeben“¹²². Er ist überzeugt: Gemacht hatten sie ihn nur, „um etwas zu beweisen. [...] Dass es weitergehen konnte. Dass es nicht zu Ende war. Dass es eine Zukunft gab“¹²³ und hält es für einen „Scheißjob, wenn man als Beweis für etwas durchs Leben gehen muss“.¹²⁴

Als Goldfarb beginnt, über seine Eltern und seine Kindheit zu sprechen, betritt er für dieses Kapitel seiner Geschichte den nächsten Raum seiner Wohnung: Die Küche. Dort bleibt er vor der Kaffeemaschine aus dem Haushaltswarenladen seiner Eltern stehen; damals das neuste Modell, denn sein Vater war immer „für alles Moderne“¹²⁵, bot im Laden stets „das Neuste und Angesagteste“¹²⁶ und wollte den „alten Krempel einfach vergessen“.¹²⁷ Tatsächlich ist nun aber die alte Kaffeemaschine nahezu das einzig Nicht-Moderne in Goldfarbs Küche, die ansonsten wenig nostalgisch eingerichtet ist. Teure und moderne Markengeräte finden sich hier, ganz wie es seinem Vater gefallen hätte.¹²⁸ Nur ein weiteres

¹¹⁹ Ebd. 13:16 (10); Ebenso als Goldfarb das Foto seiner Eltern in der Hand hält. (13:47 [11]).

¹²⁰ Charles Lewinsky, *Ein ganz gewöhnlicher Jude*, S. 30.

¹²¹ „Oder nennt man es nicht Liebe, wenn man jemanden sucht, an dem man sich festhalten kann? Festklammern?“ Ebd. S. 29.

¹²² Ebd. S. 30.

¹²³ Ebd. S. 30.

¹²⁴ Ebd. S. 30.

¹²⁵ Ebd. S. 24.

¹²⁶ Ebd. S. 24.

¹²⁷ Ebd. S. 25.

¹²⁸ *Ein ganz gewöhnlicher Jude*, (DE 2005), 19:38 (12).

Utensil gibt es, welches auch so gar nicht zu der modernen Designerküche passen will: Als sich Goldfarb einen Kaffee kocht, gießt er diesen in eine kleine verschnörkelte Espressotasse und verrührt den Zucker mit einem verzierten Silberlöffelchen,¹²⁹ während er nun von seiner Mutter berichtet, die in ihren Kaffee immer drei Stück Zucker nahm, weil sie „im Lager gewesen [war] und [...] es nachher nie mehr süß genug haben [konnte].“¹³⁰ Die Küchenutensilien aus einer vergangenen Zeit, Erinnerungsstücke an die Eltern, machen deutlich, dass Goldfarb den alten Krempel nicht ganz so einfach vergessen kann – nicht unverständlich bei der Last, die er schon als Kind tragen musste:

Für seine Eltern war Emanuel Goldfarb der „einzige jüdische Mensch auf der Welt. Der Stellvertreter für alle anderen“¹³¹ und somit verantwortlich für das Wohl oder Übel eines ganzen Volkes: Er „hatte glücklich zu sein“,¹³² um zu beweisen, „dass sich das alles gelohnt hatte. Dass es weitergehen konnte. Dass man in diesem Land zu Hause sein konnte.“¹³³ Und wenn ihm ein Fehler unterlief, etwa wenn beim Fußballspielen im Hof der Ball „in einer Fensterscheibe landete, dann drohte immer gleich ein Pogrom.“¹³⁴ Emanuel Goldfarb fühlt sich folglich nicht nur einer Erwartungshaltung von „außen“ ausgesetzt, ihm wurde auch von klein auf beigebracht, was er als Jude sich selbst, seinen Eltern und dem ganzen jüdischen Volk schuldig ist. Eine Erwartungshaltung von der er sich schon als Kind eingeschnürt fühlte. Versinnbildlicht wird dies durch die zu engen Lederhosen, die ihm sein Vater für die Schule gekauft hatte: „Ein bisschen zu eng waren sie von Anfang an, haben gezwickt zwischen den Beinen. Ich habe gedacht, das müsse so sein. Ich dachte, den andern [sic!] tut es auch jedes Mal weh, wenn sie sich

¹²⁹ Ebd. 17:42 (13).

¹³⁰ Charles Lewinsky, *Ein ganz gewöhnlicher Jude*, S. 27.

¹³¹ Ebd. S. 34.

¹³² Ebd. S. 33.

¹³³ Ebd. S. 33.

¹³⁴ Ebd. S. 34.

hinsetzen.“¹³⁵ Und er fügt noch hinzu: „Sie drücken noch immer, die Lederhosen.“¹³⁶ Bei dieser Kindheitserinnerung wird Goldfarb aus der Vogelperspektive gefilmt, wie er in seinem Schlafzimmer mit dem Foto in der Hand auf und ab geht und sich in dem Moment wieder aufs Bett setzt, in dem er von den Schmerzen beim Hinsetzen spricht.¹³⁷ Die Kamera macht ihn klein, macht ihn wieder zum Kind, welches sich durch die Ansprüche der Eltern überfordert und eingeengt fühlt.

Was bedeuten nun diese Erwartungshaltungen für die jüdische Identität? Thematisiert wird in *Ein ganz gewöhnlicher Jude* an dieser Stelle die durch die Shoah begründete Selbstwahrnehmung sowie die Fremdwahrnehmung deutscher Juden. Es wird die These aufgestellt, die Shoah habe mit ihren Verbrechen sowohl das Selbstverständnis als auch das Fremdverständnis der Juden massiv beeinträchtigt.

Historisch betrachtet finden wir folgende Selbstdefinition der Juden vor:

„Beim Propheten Jona heißt es im 9. Vers des 1. Kapitels: ‚Ein Hebräer bin ich, und den Ewigen, den Gott des Himmels fürchte ich, der das Meer und das Trockene gemacht hat.‘ Damit ist zweierlei ausgesagt, nämlich eine Zugehörigkeit zu einer ethnischen Gruppe und die Beziehung zur eigenen Gottheit.“¹³⁸

Dieses Selbstbewusstsein, sowohl als Religion als auch ganz selbstverständlich als Nation, kennzeichnete Juden von der Antike bis ins Mittelalter. So wurde auch die Bezeichnung „Juden“ in der Antike ebenso verwendet wie andere Völkernamen (Ägypter, Griechen etc.).¹³⁹

Mit der Aufklärung und somit mit Moses Mendelssohn reduzierte sich das

¹³⁵ Ebd. S. 23.

¹³⁶ Ebd. S. 23.

¹³⁷ *Ein ganz gewöhnlicher Jude* (DE 2005), 13:25 (14).

¹³⁸ Heinrich Simon, „Zum Problem der jüdischen Identität“, S. 16.

¹³⁹ Vgl. ebd. S. 16.

Judentum in seiner Geltung auf den privaten Bereich. Während die geistigen Werte ausschließlich in der Vernunft begründet sein sollten, nahm das Judentum die Funktion eines Zeremonialgesetzes zur Reglementierung der praktischen Lebensführung ein.¹⁴⁰ „Es entstand [...] der Typus des deutschen Staatsbürgers jüdischen Glaubens“.¹⁴¹

Juden fühlten sich in dieser Zeit durchaus als Deutsche, wurden von ihrer Umwelt dennoch weiterhin primär als Juden wahrgenommen.¹⁴² Daran hat sich in Goldfarbs Augen bis heute wenig verändert:

„Vor hundert Jahren haben sich viele deutsche Juden taufen lassen, um endlich, endlich dazuzugehören. Es hat ihnen nichts genutzt. Für ihre Umwelt sind sie keine Christen geworden, sondern nur getaufte Juden. Wir sind eine Glaubensgemeinschaft, die durch das zusammengehalten wird, was die andern [sic!] von uns glauben.“¹⁴³

Den Blick auf eine Fotografie gerichtet sagt Goldfarb in *Ein ganz gewöhnlicher Jude* einmal über seine Eltern: „Da stehen sie nebeneinander und haben eigentlich nichts gemeinsam außer dem, was sie nicht mehr haben.“¹⁴⁴ Mit dieser Aussage definiert er die Beziehung seiner Eltern als Schicksalsgemeinschaft. Sie mussten aufgrund derselben Religionszugehörigkeit ähnliche Erfahrungen machen und fühlten sich nun aus diesem Grund einander zugehörig.

Tatsächlich ist dies eine Aussage, mit der einige Juden ihr Zugehörigkeitsgefühl zum Judentum beschreiben. So gab die Mehrzahl der Mitglieder des jüdischen Kulturvereins Berlins¹⁴⁵ an, „das Judentum als eine historische Schicksalsgemeinschaft [zu] verstehen und sich in dieser Hinsicht zu ihrer

¹⁴⁰ Vgl. ebd. S. 22.

¹⁴¹ Ebd. S. 22.

¹⁴² Vgl. Ebd. S. 22f.

¹⁴³ Charles Lewinsky, *Ein ganz gewöhnlicher Jude*, S. 47.

¹⁴⁴ Ebd. S. 23.

¹⁴⁵ Der jüdische Kulturverein Berlin bestand von 1989 bis 2009 und hat seine Wurzeln in der ehemaligen DDR. Er setzte sich auch massiv mit der Frage nach einer jüdischen Identität auseinander.

Herkunft [zu] bekennen.“¹⁴⁶ Auch der Wiener Judaist Ferdinand Dexinger vertritt die Meinung, dass viele Juden nach einer langen Zeit der Assimilation erst durch die lange Verfolgung und ganz besonders durch die Shoah zu einer Solidarisierung mit den Verfolgten und somit zu einer Rückbesinnung auf die eigene geistig-religiöse Herkunft kamen.¹⁴⁷

Andere Juden wollten gerade wegen der Shoah möglichst wenig an ihre Herkunft erinnert werden. Die Eltern der Jüdin Alena Fürnberg, die in der Nachkriegszeit in Deutschland aufwuchs, lehrten ihre Tochter, sie solle bloß dann eine Jüdin sein, wenn sie als Jüdin angegriffen werde, dann solle sie sich wehren, denn „Religion und ‚Kleben an der Herkunft‘“¹⁴⁸ führe nur zu Verdummung und Versklavung. Sowohl die Hinwendung zum Judentum als auch die Abkehr von der Herkunft sind in den genannten Beispielen deutlich als Folgen der Shoah zu erkennen. Es lässt sich nicht leugnen, dass es schwierig ist, das Judentum ohne die Shoah zu denken, sowohl von innen als auch von außen betrachtet.

Wie nun auf beiden Seiten mit diesem prägenden Stück Geschichte umgegangen werden soll, wird bis heute stets aufs Neue diskutiert. Ein besonders eindrucksvolles Beispiel stellt die Walser-Bubis-Debatte von 1998 dar. Goldfarb bezieht sich in *Ein ganz gewöhnlicher Jude* kurz auf diese Debatte, indem er erklärt, er könne den Ach-wie-war-das-alles-schrecklich-Reflex ebenso wenig leiden wie Martin Walser.¹⁴⁹

Martin Walser erhielt im Oktober 1998 den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels und hielt bei der Verleihung in der Frankfurter Paulskirche eine Rede, die hohe Wellen schlug und auf welche Ignatz Bubis mit heftigem Widerspruch reagierte. In dieser Rede bezeichnete Walser die Shoah als „unsere

¹⁴⁶ Heinrich Simon, „Zum Problem der jüdischen Identität“, *Jüdische Selbstwahrnehmung*. Hg. Hans Otto Horsch, Charlotte Wardi. Tübingen: Niemeyer 1997, S. 15-25, hier S. 24.

¹⁴⁷ Vgl. Ferdinand Dexinger, *Der Glaube der Juden*. Kevelaer: Topos plus 2003, S. 117.

¹⁴⁸ Alena Fürnberg, „So kam ich unter die Deutschen“, *So einfach war das. Jüdische Kindheit und Jugend in Deutschland seit 1945*, S. 50.

¹⁴⁹ Vgl. Charles Lewinsky, *Ein ganz gewöhnlicher Jude*, S. 29.

geschichtliches Last, die unvergängliche Schande“¹⁵⁰ und meint damit die Last der Deutschen, der Täter. Walser gibt zu bedenken:

„Von den schlimmsten Filmsequenzen aus Konzentrationslagern habe ich bestimmt schon zwanzigmal weggeschaut. [...] [W]enn mir [...] jeden Tag in den Medien diese Vergangenheit vorgehalten wird, merke ich, daß sich in mir etwas gegen diese Dauerpräsentation der Schande wehrt. Anstatt dankbar zu sein für die unaufhörliche Präsentation unserer Schande, fange ich an wegzuschauen.“¹⁵¹

Das Holocaustdenkmal in Berlin empfindet Walser als „Monumentalisierung der Schande“¹⁵², die lediglich dazu diene, den Deutschen ein besseres Gewissen zu verschaffen. Zusätzlich behauptet er, es finde eine „Instrumentalisierung unserer Schande zu gegenwärtigen Zwecken“¹⁵³ statt. Es sei außerdem ein Irrglaube, dass man sich durch einen „Erinnerungsdienst [...] für einen Augenblick [...] näher bei den Opfern als bei den Tätern“¹⁵⁴ befinde. Martin Walser kritisiert folglich den Umgang der Deutschen - gemeint sind besonders die deutsche Politik und die deutschen Medien - mit ihrer Geschichte massiv und deutet diesen als andauernde Anklage, welche zur Folge hat, dass sich die Beschuldigten beschämt abwenden. Dass sich daraus ein großes Unbehagen sowie Befangenheit in der Interaktion zwischen Nicht-Juden und Juden ergibt, ist die logische Konsequenz aus dieser Annahme. Denkt man die Thesen Martin Walsers weiter, so ist die Abwehrhaltung, das Wegschauen, als eine Ablehnungshaltung zu verstehen, welche in weiterer Folge zu negativen Gefühlen gegenüber Juden führen kann und somit eine Gefahr darstellt.

Die Rede von Martin Walser wurde in der Paulskirche mit stehendem Applaus gewürdigt, der damalige Vorsitzende des Zentralrats der Juden in Deutschland,

¹⁵⁰ Martin Walser, *Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede. Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 1998*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1998, S. 17.

¹⁵¹ Ebd. S. 17f.

¹⁵² Ebd. S. 18.

¹⁵³ Ebd. S. 18.

¹⁵⁴ Ebd. S. 17.

Ignatz Bubis, verwehrt ihm allerdings demonstrativ seine Anerkennung. Er beschuldigte Walser „eindeutig für eine Kultur des Wegschauens und des Wegdenkens, die im Nationalsozialismus mehr als üblich war“¹⁵⁵ zu plädieren und „wies darauf hin, dass es nicht ‚der jüdischen Gemeinschaft‘ überlassen bleiben dürfe, ‚die Verbrechen der Zeit des Nationalsozialismus [zu] beklagen“.¹⁵⁶ Des Weiteren fand Bubis: „Wer diese Opfer vergisst, tötet sie noch einmal!“¹⁵⁷

Betrachtet man diese Debatte, so scheint die Sichtweise Goldfarbs plötzlich sehr individuell. In seiner Welt wird er als Museumsstück bestaunt, mit Samthandschuhen angefasst und für den Verlust seiner Verwandten durch die Shoah bemitleidet, eine Sonderrolle, die er ablehnt. Goldfarb wünscht sich zwar nicht ausdrücklich ein Vergessen der Vergangenheit, hegt jedoch eine massive Abneigung gegen Holocaust-Gedenksendungen und das ständige Wiederkäuen der Erinnerung „wie einen unverdauten Bissen, den man nicht ausspucken und nicht runterschlucken kann“.¹⁵⁸ Mit Sicherheit lässt sich feststellen, dass er sich nach Normalität sehnt und somit zumindest nach einem anderen Umgang mit der Geschichte. Es ist also davon auszugehen, dass Goldfarb nicht zu den Juden gehört, die sich in dieser Debatte auf die Seite von Ignatz Bubis gestellt hätten. Da Goldfarb im Film wohlwollend Bezug auf die Rede Martin Walser nimmt liegt nahe, dass er in den Grundthesen mit Martin Walser übereinstimmt, auch wenn er anfügt, nicht immer einen Bogen um das Thema machen zu können.¹⁵⁹

Dass deutsche Nicht-Juden allerdings das Bedürfnis verspüren, wegzuschauen, eventuell sogar aufgrund der häufigen Konfrontation mit einer eigenen oder

¹⁵⁵ Ignatz Bubis in einer Rede anlässlich einer Gedenkveranstaltung am 9. November 1998, zitiert nach: Susanne Schönborn, „Jüdische Identitäten im Spannungsfeld zwischen Fremd- und Selbstentwurf im Kontext der Walser-Bubis-Debatte 1998“, *Konzeptionen des Jüdischen. Kollektive Entwürfe im Wandel* [= Schriften des Centrums für Jüdische Studien, Band 11], Hg. Petra Ernst, Gerald Lamprecht, Innsbruck: Studienverlag 2009, S. 380-398, hier S. 384.

¹⁵⁶ Ebd. S. 385.

¹⁵⁷ Ebd. S. 385.

¹⁵⁸ Charles Lewinsky, *Ein ganz gewöhnlicher Jude*, S. 53.

¹⁵⁹ „Ich kann diesen ‚Ach-wie-war-das-alles-schrecklich‘-Reflex genauso wenig leiden wie Martin Walser“. Ebd. S. 28.

„vererbten“ Schuld eine ablehnende Haltung entwickeln, finden wir in Goldfarbs Erleben nicht wieder.

Die Walser-Bubis-Debatte erweitert die Außen- und Innenwahrnehmung des Judentums in Deutschland also um zwei wesentliche Aspekte: Zum einen geht Martin Walser davon aus, dass der ständige Versuch des „Wiedergutmachens“ durch Politik und Medien, sei es in Form von Gedenksendungen oder Mahnmalen, zu einer Abwehrhaltung bei deutschen Nicht-Juden führt, die auch negative Gefühle gegenüber Juden evozieren kann. Zum anderen haben Juden, laut Ignatz Bubis in seiner damaligen Funktion als Vorsitzender des Zentralrats der Juden, sehr wohl das Bedürfnis einer weiteren Aufarbeitung, eines aktiven Nicht-Vergessens und verlangen dies auch von den Tätern. In einer Rede von Dr. Salomon Korn, Vizepräsident des Zentralrats der Juden, wird sogar von einer „erzwungenen Normalität“¹⁶⁰ gesprochen, die in Deutschland herrsche und keine Rücksicht auf die Gefühle vieler Juden nehme. Inwiefern diese Ansichten repräsentativ sind, lässt sich schwer beurteilen. Fest steht, dass es sie gibt, und dass sie von Juden in repräsentativen Positionen vertreten werden.

Goldfarb führt zuletzt noch einen weiteren Aspekt an, der in seinen Augen für den Umgang mit jüdischer Geschichte entscheidend ist: Von der jüdischen Geschichte und der jüdisch-deutschen Geschichte im Besonderen findet er, dass es „Viel zu viel Geschichte für so wenig Leute“¹⁶¹ gibt. Er glaubt:

„Das ist unser Problem: zu viel Vergangenheit. Man schleppt so viel Vergangenheit mit sich rum, dass man mit dem Wegräumen gar nicht nachkommt. Geschichte, die jüdische Krankheit. [...] Wir können nicht loslassen. Wir waren immer so mit dem Erinnern beschäftigt, dass wir nie dazu gekommen sind, endlich einmal auszusterben, wie alle andern [sic!]. [...]

¹⁶⁰ Salomon Korn, *Erzwungene „Normalität“*, 2004, www.zentralratdjuden.de/de/article/21.html, Zugriff: 24.06.2012.

¹⁶¹ Charles Lewinsky, *Ein ganz gewöhnlicher Jude*, S. 41.

Geschichte. Alles unsere Geschichte. Man schleppt sie mit sich herum wie einen Buckel.“¹⁶²

Da Geschichte nicht weniger wird, wenn man sie unter mehreren Menschen aufteilt, stellt sich die Frage, was Goldfarb an dieser Stelle meint. Möglicherweise spielt er erneut auf den Umgang deutscher Nicht-Juden mit Juden an, welcher, da es so selten die Möglichkeit gibt, mit einem „echten“ Juden zu sprechen, häufig aufdringlich oder gezwungen verläuft.

Er weist mit diesen Aussagen jedoch auch auf die große Bedeutung jüdischer Geschichte für Juden hin, indem er die These aufstellt, die Juden wären längst ausgestorben, wären sie nicht stets so mit dem Erinnern beschäftigt gewesen. Die andauernde Rückbesinnung auf die eigene Geschichte ist laut Goldfarb seit jeher von essenzieller Bedeutung für den Fortbestand des Judentums gewesen. Noch heute würden Juden den Auszug aus Ägypten feiern, den vor 2000 Jahren durch die Römer zerstörten Tempel in Jerusalem betrauern oder in den Talmudschulen Debatten weiter führen, die schon im Mittelalter historisch gewesen seien, all das, um sich vor dem Aussterben zu bewahren.¹⁶³

Tatsächlich stellt sich die Frage nach dem Überdauern des Judentums bei all den Widrigkeiten, die es seit seinem Bestehen durchleben musste. Auf die Frage von Friedrich dem Großen nach einem einzigen unwiderlegbaren Gottesbeweis soll Jean Baptiste du Boyer, Marquis d'Argens schließlich geantwortet haben: „Jawohl Majestät, die Juden!“¹⁶⁴ Der Präsident der progressiven Wiener Bewegung *Or Chadasch*, Theodor Much, hält, ebenso wie Goldfarb, das „hartnäckige Festhalten am Glauben der Vorfahren [...] [und] die Orientierung an Normen und Bräuchen wie Beschneidung und Speisegesetze[n], die eine Separierung der Juden von ihren

¹⁶² Ebd. S. 40f.

¹⁶³ Vgl. ebd. S. 40f.

¹⁶⁴ Vgl. Werner Keller, *Und wurden zerstreut unter alle Völker. Die nachbiblische Geschichte des jüdischen Volkes*, München: Droemer Knauer 1966, S. 15.

nichtjüdischen Nachbarn bezweckte“¹⁶⁵ für bedeutsam, gibt dies jedoch nicht als einzigen wichtigen Aspekt für den Fortbestand an.¹⁶⁶

Zusammenfassend lässt sich eine hohe Bedeutung der Geschichte für Juden, insbesondere für deutsche Juden, feststellen. Die vergangenen Ereignisse, allen voran die Shoah, scheinen für Deutsche und jüdische Deutsche noch sehr gegenwärtig. Sie prägten und prägen sowohl das jüdische Selbst- als auch Fremdverständnis und üben massiven Einfluss auf Interaktionen zwischen beiden Gruppierungen aus. Während die Verbrechen der Shoah sowie die andauernde Konfrontation mit diesen bei vielen Deutschen das Bedürfnis weckt, etwas wieder gut zu machen und sich folglich Juden gegenüber besonders tolerant zu verhalten, führen sie bei anderen zu einer Wegschau- und Abwehrhaltung. Beides erschwert einen unvoreingenommenen und ungezwungenen Umgang miteinander.

Die formale Ebene betont in diesem Teil des Films die Schwierigkeit Goldfarbs, die eigene Geschichte loszulassen, obwohl er das gerne würde: Die nostalgischen Utensilien in der Küche, Erinnerungsstücke an die Eltern, wirken deplaziert, werden aber trotzdem aufbewahrt, ein kleines persönliches Mahnmal der eigenen Kindheit und der damit einhergehenden Erwartungshaltung an ein jüdisches Kind, der Goldfarb gerecht werden musste und von der er sich bis heute nicht vollständig lösen kann. Die Familienfotos sind deshalb so tief wie nur möglich unter dem Kleiderschrank begraben, werden nun aber doch wieder hervorgeholt und betrachtet. Goldfarb, der sich trotz der Shoah einen unbefangenen Umgang zwischen Juden und Nicht-Juden wünscht, muss erkennen, dass weder das Verstecken der eigenen Geschichte, noch das Konservieren längst nicht mehr

¹⁶⁵ Theodor Much, *Zwischen Mythos und Realität. Judentum, wie es wirklich ist*, Wien, Klosterneuburg: Edition Va Bene 2008, S. 206.

¹⁶⁶ Weiters nennt er noch eine hohe Adaptionsfähigkeit, die bis zum 16. Jahrhundert im hohen Maße vorhandene Bereitschaft, unzeitgemäße Gesetze und Bräuche zu ändern oder außer Kraft zu setzen sowie die Zersplitterung des jüdischen Volkes in aller Welt, eine Art elastisches Netz, welches Juden, wurden sie in Teilen der Erde verfolgt, ein sicheres Refugium anderorts bot. Vgl. ebd. S. 206f.

zeitgemäßer Erinnerungsstücke dafür zielführend sind.

2.3 Risches

*„Alles, was ein klein bisschen weniger perfekt an mir war,
machte Risches', gab den anderen eine Handhabe.
Und die anderen waren überall.“¹⁶⁷*

Das Thema „Risches“ schneidet Emanuel Goldfarb nur kurz an, dennoch soll der Thematik hier ein eigenes Kapitel gewidmet werden. „Risches“ ist ein Wort aus dem Jiddischen und wird von der Literaturwissenschaftlerin Gudrun Schröter als „eine Mischung aus Ärger und Neid, die Juden [...] [wegen] ihrer Fähigkeit[,] sich neu eröffnete Nischen zu Nutze zu machen“¹⁶⁸ entgegen gebracht wurde, bezeichnet. Goldfarb erklärt Risches wie folgt und gibt dabei die Ansichten seiner Mutter wieder:

„Hakenkreuze auf Grabsteine geschmiert, das ist Risches. Eine eingeschlagene Scheibe im koscheren Restaurant, das ist Risches. Aber es geht auch kleiner. Herr Rosenfeld wird nicht in den Golfclub aufgenommen? Risches. Der Lehrer gibt mir eine schlechte Note? Risches. Meine Mutter erklärte die ganze Welt mit diesem Wort [...] Verfolgungswahn? Natürlich. Aber nach so viel Verfolgung ist ein bisschen Wahn doch nur verständlich.“¹⁶⁹

Risches beschreibt folglich Formen des Antisemitismus. Goldfarbs Mutter, die „im Lager“¹⁷⁰ gewesen war, litt laut Goldfarb unter Verfolgungswahn und wähnte in

¹⁶⁷ Charles Lewinsky, *Ein ganz gewöhnlicher Jude*, S. 36.

¹⁶⁸ Gudrun Schröter, *Judenverfolgung und Antisemitismus in Osteuropa. Ein Überblick*, o.J., www.hagalil.com/antisemitismus/osteuropa/antisemitismus.htm, Zugriff 18.08.2012.

¹⁶⁹ Charles Lewinsky, *Ein ganz gewöhnlicher Jude*, S. 35f.

¹⁷⁰ Ebd. S. 27.

jedem Menschen einen möglichen Antisemiten.¹⁷¹ Goldfarb litt besonders als Kind unter diesem Verfolgungswahn, denn ständig wurde ihm das Gefühl vermittelt, mit seinem Verhalten die potenzielle Ursache für den Antisemitismus und seine Konsequenzen zu sein. Ständig bekam er von seiner Mutter zu hören: „Das macht Risches, Emanuel“.¹⁷²

Goldfarbs Mutter bürdete ihrem Sohn damit von frühster Kindheit eine enorme Verantwortung auf. Er wuchs in dem Bewusstsein auf, dass alles, was er tat oder unterließ, dazu führen konnte, dass andere schlecht von ihm dachten und damit automatisch schlecht von allen Juden denken mussten:

„Wenn ich im Hof herumbolzte, dann trat das ganze jüdische Volk gegen den Fußball, und wenn der in einer Fensterscheibe landete, drohte immer gleich ein Pogrom.“¹⁷³

Dies führte wiederum dazu, dass er sich permanent schuldig fühlte, schuldig für alles, was Juden jemals an Ungerechtigkeit widerfahren war:

„Ich war schuld. Ich, der Schuljunge Emanuel Goldfarb. Alles, was ein klein bisschen weniger perfekt an mir war, ‚machte Risches‘, gab den anderen eine Handhabe und die anderen waen überall. [...] All die Onkel und all die Tanten, die nur noch Erinnerungen waren, nur noch Fotografien: wegen Risches. Und wer verursachte Risches? Ich. Jedes Mal, wenn ich eine Nachbarin nicht höflich genug grüßte oder zu spät zur Schule kam. Verdammt viel Verantwortung für einen kleinen Jungen.“¹⁷⁴

Um dieser Schuld aus dem Weg zu gehen, lernte Goldfarb früh, jeden seiner Schritte sehr genau zu kontrollieren:

„Wenn ich darüber nachdenke, wie ich hinter mir selbst hergelaufen bin, die ganze Zeit, wie ich mir selber über die Schulter geschaut und auf mich aufgepasst habe, die ganze Zeit, dass ich auch bestimmt alles richtig mache, damit auch ganz bestimmt keiner etwas auszusetzen haben kann, die ganze Zeit

¹⁷¹ Vgl. ebd. S. 36.

¹⁷² Ebd. S. 35.

¹⁷³ Ebd. S. 34.

¹⁷⁴ Ebd. S. 36f.

– dann werde ich noch heute wütend auf meine Mutter. Und dann werde ich wütend auf mich, weil ich wütend auf sie bin.“¹⁷⁵

Wie aus dem Zitat hervorgeht, kontrollierte er nicht nur sein gesamtes Verhalten, er kontrolliert sogar noch heute die Gefühle, die die Schuldzuweisungen seiner Mutter bei ihm auslösen: Für seine Wut auf die Mutter bestraft er sich mit Wut auf sich selbst.

Filmisch spielt sich die „Risches“-Thematik zunächst in Goldfarbs Wohnzimmer ab. Als er das Wort „Risches“ erklärt, sitzt er am oder auf dem Schreibtisch, geht daneben auf und ab, während er in sein Diktiergerät spricht und dabei immer wieder einen Blick auf Herrn Gebhardts Brief wirft – der Brief fungiert als Konversationspartner. Die Kamera verfolgt ihn dabei, passend zum Verfolgungswahn der Mutter ebenso wie zu seiner übertriebenen Selbstkontrolle, auf Schritt und Tritt.¹⁷⁶ Als Goldfarb von den „anderen“ spricht, die in seiner Wahrnehmung überall waren und denen jede Imperfektion eine Handhabe gab, nimmt auch die Kamera die Position der „anderen“ ein: Goldfarb wird plötzlich nicht mehr aus nächster Nähe gefilmt, sondern aus einigen Metern Entfernung, vom Eingang zu seinem Wohnzimmer.¹⁷⁷ Daraufhin verlässt er das Wohnzimmer, indem er an der Kamera vorbeiläuft, geht im Flur kurz wütend auf und ab und betritt dann ein Zimmer, das auf den ersten Blick wie ein großer Abstellraum wirkt. Dort boxt Goldfarb gegen einen Sandsack und lässt sich auf einen Stuhl fallen. Die Wut auf seine Mutter, über die er jetzt spricht, und für die er jedesmal ein schlechtes Gewissen spürt, passt gut in diesen Raum, in dem auch sonst all die Dinge einen Platz zu finden scheinen, die sonst keinen Platz in Goldfarbs Wohnung haben. Kisten stehen herum, Möbel sind aufeinander gestapelt.¹⁷⁸

Auf dem Stuhl sitzt er wie ein Schuljunge, den man bei etwas Verbotenem erwischt

¹⁷⁵ Ebd. S. 38.

¹⁷⁶ *Ein ganz gewöhnlicher Jude*, (DE 2005), 21:00f. (15).

¹⁷⁷ Ebd. 25:15 (16).

¹⁷⁸ Ebd. 26:50 (17).

hat: Es ist die Wut auf seine Mutter, die er sich verbietet und doch hat er sich dabei ertappt, zornig zu sein. Doch während Goldfarb schon wieder ganz ruhig geworden ist, zeugt noch der hin und her pendelnde Sandsack von der Wucht seines Schlages.¹⁷⁹ Durch das Pendeln verdeckt er immer wieder Goldfarbs Gesicht: Auch hier ein Versteckspiel mit der eigenen Wut. (Abb. 4)



Abb. 4: *Ein ganz gewöhnlicher Jude*, (DE 2005), 25:59.

Was Goldfarbs Mutter tat, ist mehr als fragwürdig. Fast hat es den Anschein, sie suchte die Ursache für jeglichen Antisemitismus bei den Juden selbst. Zumindest aber implizieren ihre Aussagen, dass alle Juden, und somit auch ihr Sohn, dazu in der Lage sind, antisemitisches Verhalten zu verhindern, wenn sie sich nur möglichst „richtig“ verhalten. Im Umkehrschluss wirft jeder falsche Schritt eines einzelnen Juden ein negatives Licht auf das gesamte Judentum, was sie um jeden Preis vermeiden möchte. Doch was ist es, das heute antisemitische Gefühle bei Nichtjuden hervorruft?

Goldfarb selbst glaubt, Nichtjuden erwarteten von Juden sowie dem Staat Israel,

¹⁷⁹ Ebd. 25:59f. (18).

aufgrund dessen, was ihnen angetan wurde, ein höheres moralisches Bewusstsein.¹⁸⁰ Demzufolge mache „[a]lles[,] was weniger als perfekt ist, [...] Risches.“¹⁸¹ „Auschwitz“, sagt Goldfarb und gibt dabei eine Aussage Henryk Broders aus *Der ewige Antisemit* wieder, „werden die Deutschen den Juden nie verzeihen“.¹⁸² Damit nennt er, schenkt man Henryk Broder Glauben, eine zentrale Ursache für heutigen Antisemitismus: Broder argumentiert in seinem Buch, dass es heute einen „neuen“ Antisemitismus gebe; nicht trotz, sondern gerade wegen Auschwitz¹⁸³, dass folglich eine erneute Ablehnung durch die permanente Konfrontation mit der ererbten Schuld, allein durch die Existenz der Juden, entstünde.¹⁸⁴ Stimmt man Broder hier zu, wären Goldfarbs Bemühungen um Perfektion eine völlig unnötige Anstrengung. Auch wenn man bedenkt, wie Goldfarb das Verhalten gegenüber Juden wahrnimmt, scheinen die Ängste seiner Mutter zunächst unbegründet, doch entstammt sie noch einer anderen Zeit: Sie hat die Verfolgung während der NS-Zeit miterleben müssen und war nach dem Krieg nach Deutschland zurückgekehrt. Gerade in der Nachkriegszeit scheinen noch einige Juden mit Antisemitismus konfrontiert gewesen zu sein; so erzählt die Jüdin Barbara Honigmann aus Ostberlin, dass sie im Nachkriegsdeutschland häufig wegen ihres Aussehens angesprochen wurde; Kommentare wie „hast dir wohl die Augen nicht gewaschen“¹⁸⁵ hörte sie häufig und vermutet „was darüber hinaus ging, trauten sich die Leute wohl nicht mehr zu sagen“¹⁸⁶.

Angst vor judenfeindlicher Gesinnung ist, sofern man Henryk Broders Ansicht

¹⁸⁰ Vgl. ebd. S. 91.

¹⁸¹ Ebd. S. 91.

¹⁸² Ebd. S. 92.

¹⁸³ Henryk M. Broder, *Der ewige Antisemit. Über Sinn und Funktion eines beständigen Gefühls*. BvT: 2006², S. 37f.

¹⁸⁴ Broder zitiert hierzu aus dem 1975 verfassten Stück *Der Müll, die Stadt und der Tod* von Rainer Werner Fassbinder: „Und schuld ist der Jud, weil er uns schuldig macht, denn er ist da. Wäre er geblieben, wo er herkam, oder hätten sie ihn vergast, ich könnte heute besser schlafen.“ Ebd. S. 38.

¹⁸⁵ Barbara Honigmann, „Fremdheit“, *So einfach war das. Jüdische Kindheit und Jugend in Deutschland seit 1945*, Hg. Cilly Kugelman, Hanno Loewy, Stiftung Jüdisches Museum Berlin, Köln: DuMont 2002, S. 56-57, hier S. 56.

¹⁸⁶ Ebd.

Glauben schenkt, bei vielen Juden bis heute aktuell. Broder vertritt sogar die Meinung, dass Juden in Deutschland bis heute eine erneute Verfolgung fürchten, weshalb der Gedanke, dass sich „in diesem Lande ein Holocaust wiederholen könnte [...] nur als seine eigene Verneinung zugelassen“¹⁸⁷ werde. So wie Goldfarb sein eigenes Verhalten kontrolliert, um nicht „Risches“ zu verursachen, so meint Broder auch ein kontrolliertes Verhalten bei vielen deutschen Juden erkennen. Deren Verhalten empfindet er als unterwürfig, ein Verhalten, als hätten sie sechs Millionen Deutsche auf dem Gewissen und nicht anders herum.¹⁸⁸ Juden würden die Deutschen anbetteln,

„sie mögen es ihnen bitte, bitte nicht unmöglich machen, das Werk der Versöhnung fortzusetzen, so wie eine geprügelte Ehefrau ihren Mann anfleht, er möge sie nicht mehr schlagen, damit sie ihm die schon empfangene Demütigung verzeihen und glauben kann, im Grunde seines Herzens sei er doch ein lieber Mensch.“¹⁸⁹

Antijüdische Gewalt gibt es in Deutschland nach wie vor. Im ersten Halbjahr 2012 gab es 13 gewalttätige Übergriffe auf Juden, elf davon von Neonazis, zwei von Muslimen. Im Jahr 2011 waren es insgesamt 16. Wenige im Vergleich zu anderen europäischen Ländern wie zum Beispiel Frankreich (114 Angriffe im Jahr 2011), doch deshalb nicht weniger besorgniserregend. Um Pöbeleien oder Gewalt zu entgehen, raten Lehrer der jüdischen Lehranstalt *Or Avner* in Berlin ihren Schülern, bei gemeinsamen Ausflügen Deutsch und nicht Hebräisch zu sprechen und die Kippa durch eine Baseballkappe zu verdecken. Auch das *Abraham Geiger Kolleg* in Potsdam empfiehlt den Studenten, die dort zu Rabbinern ausgebildet werden, die Kippa lieber nicht in der Öffentlichkeit zu tragen.¹⁹⁰ Doch nicht alle Juden teilen

¹⁸⁷ Henryk M. Broder, *Der ewige Antisemit*, S. 37.

¹⁸⁸ Vgl. ebd. S. 35.

¹⁸⁹ Ebd. S. 35.

¹⁹⁰ Vgl.: Matthias Bartsch, Patrick Kremers u.a., „Das große Unbehagen“, *Der Spiegel*, 37/2012 S. 30-32, hier S. 31.

diese Auffassung, im Gegenteil, viele Juden spüren heute in Deutschland nur noch selten etwas von Antisemitismus. Der Hamburger Rabbiner Shlomo Bistritzky fühlt sich in Deutschland sicher und erzählt, er gehe oft noch nachts aus dem Büro zu Fuß nach Hause und trage immer dunklen Anzug und Kippa, ohne sich zu fürchten.¹⁹¹ Lena, eine Jüdin aus der ehemaligen Sowjetunion, die 1992 nach Berlin zog, berichtet: „In Deutschland bin ich kaum mit Antisemitismus konfrontiert worden“¹⁹² und Ninel, eine Musikpädagogin, die ebenfalls aus der Sowjetunion emigriert war, erzählte über Deutschland „ich spürte das erste Mal die Möglichkeit, mein Jüdischsein nicht verbergen zu müssen. Ich mußte nicht das ‚Kompliment‘ hören, ich sehe einer Jüdin gar nicht ähnlich“.¹⁹³ Auch der Jude Manuel Herz hat ähnliche Erfahrungen gemacht: „Ich hatte fast mein ganzes Leben lang in Deutschland gelebt, ohne wesentliche Probleme meiner Religion wegen zu erfahren“.¹⁹⁴

Betrachtet man die Schilderungen Goldfarbs und die Aussagen dieser in Deutschland lebenden Juden, so kommt man zu dem Schluss, dass Juden in Deutschland heute immer seltener antisemitisches Verhalten entgegengebracht wird, verglichen mit der Nachkriegszeit oder gar der Zeit der NS-Herrschaft selbst. Dennoch sind antisemitische Tendenzen nach wie vor zu erkennen. Auch lässt sich die Beobachtung machen, dass sich die Art des Antisemitismus gewandelt hat: Sowohl Henryk Broder als auch Martin Walser¹⁹⁵ beschreiben einen Antisemitismus, der sich aus der Konfrontation mit der (ererbten) Schuld ergibt. Dass Juden mit ihrem Verhalten Antisemitismus verhindern können, wie es

¹⁹¹ Ebd.

¹⁹² Elke Bredereck „Lena: Die Welt der Musik“, in: *Menschen jüdischer Herkunft. Selbstbilder aus St. Petersburg, Vilnius und Berlin*, Hg. Erhard Roy Wiehn, Konstanz: Hartung-Gorre Verlag 2004. S. 119-130, hier S. 121.

¹⁹³ Elke Bredereck „Ninel: Das Lernen fällt mir schwer“, in: *Menschen jüdischer Herkunft. Selbstbilder aus St. Petersburg, Vilnius und Berlin*, Hg. Erhard Roy Wiehn, Konstanz: Hartung-Gorre Verlag 2004. S. 131-136, hier S. 131.

¹⁹⁴ Manuel Herz, „Schwedischer Pass mit deutschem Akzent“, S. 53.

¹⁹⁵ Siehe dazu Kapitel 2.2.

Goldfarbs Mutter glaubte, scheint eher nicht möglich zu sein.

2.4 Der ewige Jude?

*„Ich hab mal gedacht, man könnte sein Judentum
ablegen wie einen Mantel, der einem nicht mehr gefällt.
[...] Es ist doch gar kein so großer Schritt, hab ich gedacht.“¹⁹⁶*

Neben der Thematik der ewigen Sonderrolle deutscher Juden, die sich hauptsächlich mit der Außenwahrnehmung beschäftigt, mit der Juden konfrontiert werden, behandelt dieses Kapitel die ebenso zentrale Frage, was das Judentum ganz privat bedeutet, ganz besonders dann, wenn ein Jude seine Zugehörigkeit nicht über die Religiosität definiert. Ebenso soll diskutiert werden, ob sich ein Jude gegen sein Judentum entscheiden kann. Als Goldfarb sich mit der Frage beschäftigt, was das Judentum denn eigentlich ist, stellt er zunächst fest:

„Das Judentum ist eine Religion. So weit, so einfach. Nein. So weit, so kompliziert. Aus einer Religion kann man austreten. Zur Konkurrenz überlaufen. Atheist werden. Aufhören zu glauben. Wir haben immer dran glauben müssen.“¹⁹⁷

Was hier angesprochen wird, ist zunächst einmal die Tatsache, dass das Judentum sowohl für Juden selbst als auch für die Außenwelt über eine Religion hinausgeht. Dass sie immer „dran glauben mussten“ ist vermutlich doppeldeutig gemeint und damit ein makaberer Scherz Goldfarbs: Zum einen scheint es schwer zu sein, sich vom Judentum loszulösen, zum anderen mussten zahlreiche Juden aufgrund ihres Judentums ihr Leben lassen, ganz egal welches Verhältnis sie zu ihrer Religion hatten.

¹⁹⁶ Charles Lewinsky, *Ein ganz gewöhnlicher Jude*, S. 48.

¹⁹⁷ Ebd. S. 47.

Goldfarb hat einen dunkelblauen Samtbeutel aus einer Schublade in seinem Schlafzimmerschrank genommen, versteckt unter anderen Kleidungsstücken, und einen kleineren Samtbeutel aus seinem „Abstellraum“ geholt. Sie enthalten Tallit und Tefillin, Gebetsmantel und Gebetsriemen. Nun sitzt Goldfarb auf seinem Sofa. Gut versteckt steht es in seinem Wohnzimmer, dort wo dieses einen Knick macht. In dieser Ecke beschäftigt er sich mit seiner Beziehung zum Judentum. Bei den eben zitierten Worten blickt er auf den Beutel. Goldfarb besitzt diese religiösen Utensilien noch, obwohl er nicht mehr gläubig ist, und es handelt sich dabei nicht um einen Chanukka-Leuchter, der noch eine dekorative Komponente hat, sondern um Gegenstände, die beim Beten verwendet werden. Das Aufbewahren von Tallit und Tefillin legt ein Verbundenheitsgefühl mit dem Judentum nahe, und sei es nur aus Tradition oder im Gedenken an seine Eltern. Die Kamera blickt ihm beim Betrachten des Beutels zunächst über die Schulter, um den Gegenstand einzufangen, filmt aber dann in Untersicht, um Goldfarbs Gesicht zu zeigen, welches über den Beutel gebeugt ist. Ebenfalls im Bild sind so seine Hände, die unruhig den Samtbeutel befühlen und sein ambivalentes Verhältnis zu diesen religiösen Gegenständen unterstreichen.¹⁹⁸

Emanuel Goldfarb wollte sich schon früh vom Judentum lossprechen, nichts mehr damit zu tun haben. Er schildert zwei sehr prägende Ereignisse, die verdeutlichen, dass dies einige Schwierigkeiten mit sich brachte.

In Goldfarbs Familie war man nie religiös. Dennoch wurde der Feiertag Jom Kippur niemals ausgelassen. Goldfarb berichtet, man gehe in die Synagoge und bekenne seine Sünden, alphabetisch aufgelistet, und zeigt gleich vor, wie das funktioniert: Er beginnt, noch immer auf dem Sofa sitzend, in melodischem Sprechgesang: „Aschamnu, bagadnu, gasalnu, dibarnu dofi“¹⁹⁹, wippt mit dem Oberkörper vor und

¹⁹⁸ *Ein ganz gewöhnlicher Jude* (DE 2005), 35:51 (19).

¹⁹⁹ Charles Lewinsky, *Ein ganz gewöhnlicher Jude*, S. 49.

zurück und klopft sich dabei mit der rechten Hand auf die Brust,²⁰⁰ obwohl Herr Gebhardt, dem er von Jom Kippur erzählt, ihm ja gar nicht zusehen kann. (Abb. 5)



Abb. 5: *Ein ganz gewöhnlicher Jude*, (DE 2005), 37:56.

Hier zeigt sich, dass diese Bewegungen fest in Goldfarbs Gedächtnis verankert sind: Bereits als er beginnt von Jom Kippur zu sprechen, beginnt, vermutlich unbewusst, auch das Wippen. Und auch nach der Demonstration des Sündenbekenntnisses, wippt Goldfarb weiter. Es entsteht dabei der Eindruck, das Wippen hätte eine beruhigende Wirkung auf ihn. Es ist etwas Bekanntes, Vertrautes. Dazu spielt er mit den Fransen seines Tallit herum. Man sieht Goldfarb in dieser Szene in der Halbtotale. Zunächst frontal, dann fährt die Kamera um ihn herum, bis sie ihn von der Seite filmt und somit das Wippen gut einfängt. Dadurch wirkt Goldfarb ein weiteres Mal wie ein Ausstellungsobjekt in einem Museum, um welches man herumgeht, um es von allen Seiten zu betrachten.²⁰¹

Goldfarb erzählt: „an Jom Kippur werden [selbst] die Atheisten rückfällig und gehen

²⁰⁰ *Ein ganz gewöhnlicher Jude* (DE 2005), 37:40f. (20).

²⁰¹ Ebd. 36:50-38:30 (21).

in die Synagoge“,²⁰² sein Vater hätte diesen Feiertag niemals ausgelassen, obwohl er überzeugt war, dass es keinen Gott gibt. Er hätte erst darüber gespottet und dann doch gefastet.²⁰³ Man sieht Goldfarb nun in Nahaufnahme, er wippt noch immer, dabei möchte er sich so gern von alldem frei machen, doch es gelingt ihm nicht. Er berichtet:

„Wissen Sie, was mir passiert ist, als ich zum ersten Mal am Jom Kippur gegessen habe? Ich hab gekotzt. Mir war mein Judentum auf den Magen geschlagen. Ein Schuldbewusstsein, das ich so nie in mir vermutet hätte. Die Angst davor, von Gott bestraft zu werden, weil ich nicht mehr an ihn glaubte.“²⁰⁴

Diese Erfahrung lässt bereits erahnen, dass Goldfarb sein Judentum sprichwörtlich unter die Haut geht, dass er sich nicht einfach dafür oder dagegen entscheiden kann. Doch dann erzählt er, er habe sich irgendwann von alldem getrennt²⁰⁵ und, wie um dies zu unterstreichen, erhebt sich Goldfarb ruckartig von seinem Sofa und geht nun wieder mit seinem Diktiergerät im Wohnzimmer auf und ab.

Tatsächlich hatte er sich allerdings geirrt, was deutlich wird, als er von seinem Sohn spricht. Goldfarb war mit Hanna verheiratet – keine Jüdin, auch wenn ihr Name es vermuten lassen könnte. Er hatte sie während des Studiums kennengelernt, geheiratet hat er sie allerdings erst, als sein Vater gestorben war, „sein Sohn und ein Goye – das wäre für ihn wie ein Verrat gewesen.“²⁰⁶ Doch noch viel weniger als sein Vater seine Ehe mit einer Christin ertragen hätte, obwohl er nicht religiös gewesen ist, konnte Goldfarb es ertragen, dass sein Sohn nicht beschnitten werden sollte.

Als Goldfarb sich mit seinem Sohn und dem Thema Beschneidung beschäftigt, kehrt er in die Küche zurück, den Ort, an dem er sich zuvor an seine Eltern erinnert

²⁰²Charles Lewinsky, *Ein ganz gewöhnlicher Jude*, S. 49.

²⁰³ Vgl. ebd. S. 48ff.

²⁰⁴ Ebd. S. 50.

²⁰⁵ Ebd.

²⁰⁶ Ebd. S. 68.

hatte. Zunächst sehen die Zuschauer Goldfarb, wie er eine kleine Tischlampe anschaltet, sich auf der Arbeitsplatte abstützt und aus dem Fenster sieht, nur als Spiegelung in der glänzenden Kühlschrankoberfläche: Es entsteht ein malerisches, poetisches Bild in Goldtönen²⁰⁷ – Goldfarb, der sich ausmalt, wie schön alles hätte sein können, wenn er damals über ein kleines Detail hätte hinwegsehen können.²⁰⁸ In der nächsten Einstellung sehen wir, wie Goldfarb die Kaffeemaschine seiner Eltern reinigt und die Einzelteile zum Trocknen auflegt.²⁰⁹ Dabei überlegt er: „So viele Teile. Wenn man eins davon wegließe, könnte man denken, dann dürfte das doch gar nicht so große Auswirkungen haben.“²¹⁰ Jedoch:

„Es gibt Dinge, die müssen fehlen. Wenn man Jude ist und einen Sohn hat. Ich konnte eine Frau heiraten, die keine Jüdin war. Kein Problem. Ich konnte alles ablegen, was ich an Formen und Äußerlichkeiten mitbekommen hatte. Kein Problem. Aber dann war da plötzlich ein Kind, und es war ein Sohn, mein Sohn, und er war nicht beschnitten. [...] Ich habe es nicht ertragen. Einfach nicht ertragen.“²¹¹

Interessant ist hier der Vergleich eines Teiles der Kaffeemaschine, dem Erinnerungsstück an die Eltern, mit der Vorhaut seines Sohnes. Die Beschneidung wird dadurch zur Familiensache, etwas, dass man, wie die Kaffeemaschine, aus nostalgischen Gründen bewahrt.

Goldfarb war völlig fassungslos über dieses Gefühl, welches ihn damals überkam. Wenn er seinen Sohn sah, sah er in ihm trotz der Liebe, die er ihm entgegenbrachte, etwas Fremdes, Unvertrautes, ja sogar etwas Abstoßendes.²¹² Goldfarb konnte nicht anders, er bestand auf die Beschneidung seines Sohnes und geriet darüber in einen großen Konflikt mit seiner Frau, die nichts mit diesem

²⁰⁷ *Ein ganz gewöhnlicher Jude* (DE 2005), 01:00:34 (22).

²⁰⁸ Direkt bevor Goldfarb die Küche betritt, sagt er: „Es ist nicht gut, wenn man sich daran erinnert [...], wie glücklich man sein könnte.“ Charles Lewinsky, *Ein ganz gewöhnlicher Jude*, S. 69.

²⁰⁹ *Ein ganz gewöhnlicher Jude* (DE 2005), 01:00:36f. (23).

²¹⁰ Charles Lewinsky, *Ein ganz gewöhnlicher Jude*, S. 70.

²¹¹ Ebd. S. 70f.

²¹² Vgl. ebd. S. 71.

„alten Aberglauben“²¹³ zu tun haben wollte. Er hatte nichts anderes dagegen anzuführen

„als, dass es so sein müsste, weil ich es anders nicht ertrug. Weil da etwas in mir war [...] anerzogen, angeboren, verdammt noch mal, was weiß denn ich? – weil da etwas in mir war, das es nicht zulassen wollte, dass mein Sohn in diesem Punkt anders sein sollte, als ich. [...] Ich hatte keine Argumente, ich hatte nur ein Gefühl. Aber das war stärker als ich. Stärker als alles.“²¹⁴

Goldfarb sitzt mittlerweile in einem Sessel in dem Raum, der wie eine große Abstellkammer wirkt.²¹⁵ Es ist das Zimmer, in dem er kurz zuvor noch wütend auf seine Mutter gewesen ist, nun ist er hier wütend auf sich selbst, denn Goldfarb verlor durch das Beharren auf die Beschneidung seine Frau. Der Gedanke an einen nicht beschnittenen Sohn war ihm so unerträglich, dass er dafür das Ende seiner Ehe in Kauf nahm. Danach flüchtet er sich in die Orthodoxie, in der Annahme, das müsse der richtige Weg sein, wenn das Judentum so stark in ihm verwurzelt sei, dass er bereit gewesen war, dafür sogar seine Familie zu opfern.

Filmisch wird dies damit illustriert, dass Goldfarb in seiner Wohnung Tallit, Kippa und Tefillin anlegt, den Gebetsriemen so fest, dass er ihm in den Arm schneidet, und damit umhergeht, was grotesk wirkt. Er macht sich hier erneut zum Schauobjekt für seine imaginären Zuschauer, zum Ausstellungsstück, zu dem Exoten, der er nicht sein möchte und auch hier denkt man aufgrund seines Verkleidungsspiels wieder ans Theater.²¹⁶ (Abb. 6)

Ein weiteres Gefühl der Verbundenheit mit dem Judentum äußert sich bei Goldfarb in einem leichten Verfolgungswahn. Er macht die persönlichen Erinnerungen der Juden, welche die Shoah miterlebt haben, zu seinen eigenen. Ganz deutlich wird dies gegen Ende des Filmes. Goldfarb geht in den Keller und stellt fest:

„Hat ein bisschen was von einem Zellentrakt. Nicht dass ich schon einmal

²¹³ Ebd. S. 73.

²¹⁴ Ebd. S. 74.

²¹⁵ *Ein ganz gewöhnlicher Jude* (DE 2005), 01:02:28f. (24).

²¹⁶ Ebd. 01:04:45 (25).

eingesperrt gewesen wäre. Aber es gibt Dinge, an die kann man sich erinnern, obwohl man sie gar nicht selbst erlebt hat.“²¹⁷

Auch erzählt er in seinem Keller von einem Gang auf ein Amt, bei dem er sich den



Abb. 6: *Ein ganz gewöhnlicher Jude*, (DE 2005), 01:06:31.

Beamten plötzlich in einer Uniform vorgestellt und Angst bekommen hat,²¹⁸ so als wären alle Juden Teil eines großen, kollektiven Gedächtnisses.

Was hat es also mit dem Judentum auf sich, dass Goldfarb sich nicht einfach dagegen entscheiden kann? Eine Antwort gibt Goldfarb bereits selbst darauf: Es ist die Verbundenheit mit einer Tradition, die nichts mit Religiosität zu tun hat, sondern mit einem Zugehörigkeitsgefühl. Goldfarb stellt dazu die Frage:

„Sind Sie religiös, Herr Gebhardt, nur weil Sie einmal im Jahr ein paar Kerzen an einen Tannenbaum klemmen oder einem Schokoladenhasen die Ohren abbeißen?“²¹⁹

²¹⁷ Charles Lewinsky, *Ein ganz gewöhnlicher Jude*, S. 89.

²¹⁸ Vgl. ebd.

²¹⁹ Ebd. S. 48.

Ein Christ, der aus der Kirche austritt, wird deshalb nicht aufhören, Weihnachten oder Ostern zu feiern, wenn auch aus anderen Beweggründen: Es geht dann vordergründig um das gegenseitige Beschenken und das stimmungsvolle Fest statt um Christi Geburt. Häufig sind religiöse Feste mit positiven Erinnerungen verbunden, daher wird an ihnen festgehalten, auch ohne religiösen Hintergrund. Jom Kippur ist, wie Ostern bei den Christen, der höchste jüdische Feiertag. Es ist das Versöhnungsfest, an dem Juden (nicht nur die religiösen) fasten, um von ihren Sünden gereinigt zu werden. Weshalb Goldfarb, der angibt, nicht an Gott zu glauben, allerdings ein starkes Schuldgefühl verspürt, weil er nicht fastet, wird damit nicht erklärt. Ähnlich verhält es sich mit der Beschneidung und es stellt sich die Frage, ob es Goldfarb tatsächlich um die Beschneidung an sich geht oder darum, dass er es nicht erträgt, dass sein Sohn in diesem Punkt anders ist als er selbst.

Die Beschneidung (*Brit mila*) erinnert an den heiligen Bund Gottes mit Abraham und wird im Judentum in der Regel am achten Tag nach der Geburt vorgenommen. Kinder männlichen Geschlechts werden mit diesem Ritual in den ewigen Bund zwischen Gott und Israel aufgenommen und erhalten ihren jüdischen Namen.²²⁰ Von der Bedeutung her ist die Beschneidung somit mit der christlichen Taufe vergleichbar. Doch wie verhält es sich mit dem Eintritt in die jüdische Religionsgemeinschaft und vor allem mit einer offiziellen Möglichkeit des Austritts? Es fällt zunächst auf, dass es sich, im Gegensatz zur Taufe, beim Beschneidungsritual um einen sichtbar bleibenden körperlichen Eingriff handelt, der sich nur mit erheblichem Aufwand und auch nicht in jedem Fall rückgängig machen ließe. Tatsächlich kennt das jüdische Religionsgesetz keinen Austritt aus dem Judentum, erklärt der Rabbiner Nathan Miller, allerdings kann ein Jude nicht gleichzeitig einer anderen Religionsgemeinschaft angehören, weshalb eine Konversion den Verlust

²²⁰ Heinrich Simon, *Leben im Judentum*, Berlin: Hentrich&Hentrich und Centrum Judaicum 2003. Zitiert nach <http://www.zentralratjuden.de/de/topic/205.html>, Zugriff: 14.12.2012.

der Zugehörigkeit zur jüdischen Gemeinschaft zur Folge hat.²²¹ Konkret bedeutet dies, dass jüdisch geborene Menschen nicht die Möglichkeit haben, offiziell ohne Bekenntnis zu leben. Der Rabbiner Aron Moss antwortete auf die Frage nach einem offiziellen Austritt: „Jewishness is not a belief, a feeling, a conviction or a a lifestyle. It is a state of being. We can either celebrate it or fight against it. So why not celebrate it?“²²² Von offizieller Seite wird es atheistischen Juden also nicht leicht gemacht, das Judentum hinter sich zu lassen, was sich auf geistiger und emotionaler Ebene ebenso widerzuspiegeln scheint.

Wie konstitutiv die Beschneidung für das Judentum ist, zeigte sich an den Reaktionen auf das Kölner Beschneidungsurteil von 2012. Das Landesgericht Köln hatte am 7. Mai 2012 die Beschneidung eines vierjährigen muslimischen Jungen zu einer Körperverletzung erklärt und machte diesen Ritus damit zu einer möglichen Straftat. Das Gericht entschied, die körperliche Unversehrtheit eines Kindes stehe über dem Recht auf Religionsfreiheit. Dies sorgte für Empörung bei vielen deutschen Juden. Die ehemalige Vorsitzende des Zentralrats der Juden, Charlotte Knobloch, schrieb in der *Süddeutschen Zeitung*, sie frage sich ernsthaft, ob dieses Land sie noch haben wolle. Ihre religiösen Fundamente sehe sie in den Dreck gezogen.²²³ Auch missfällt der harsche Ton, in dem sich die Debatte abspielte, die versteckten und weniger versteckten Anschuldigungen, Juden und Muslime würden ihre Kinder misshandeln und verstümmeln. So zeigt zum Beispiel eine Karikatur, die der *Berliner Kurier* am 17. Juli 2012 veröffentlichte, einen Mann mit Hakennase – ein blutverschmiertes Messer in der Hand – der einem Jungen mit Kippa gerade den Penis abgeschnitten hat mit dem Kommentar „Oh-Oh, heute ist

²²¹ Nathan Miller, *Kinder einer ehemaligen Jüdin*, <http://www.hagalil.com/judentum/rabbi/fh-0710-4.htm>, Zugriff: 04.01.2013.

²²² Aron Moss, *How does one quit Judaism?*, http://www.chabad.org/library/article_cdo/aid/160964/jewish/How-Does-One-Quit-Judaism.htm, Zugriff: 04.01.2013.

²²³ Matthias Bartsch u.a., „Das große Unbehagen“, S. 30f.

nicht mein Tag“.²²⁴ Der Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland, Dieter Graumann, ist der Meinung, dass in der Beschneidungsdebatte viele Menschen „auf den Zug aufspringen und ihre antijüdischen und antimuslimischen Ressentiments im Rahmen dieser Debatte ausleben wollen“.²²⁵

Es ist nachvollziehbar, dass viele Juden, gläubig oder nicht, sich durch diese Debatte angegriffen fühlen – klar wird allerdings nicht, warum die Beschneidung auch für nicht religiöse Juden einen so hohen Stellenwert hat.

Eine mögliche Antwort darauf ist die Tatsache, dass Juden sich selbst häufig nicht oder nicht ausschließlich als Religionsgemeinschaft verstehen. Der Theologe Hans Küng erklärt in seinem grundlegenden Werk über jüdische Religion, Geschichte und Theologie *Das Judentum*, dass ebendieses ein Staat, ein Volk, eine Rasse, eine Sprachgemeinschaft sowie eine Religionsgemeinschaft sei und gleichzeitig doch wieder nicht: Seit dem Babylonischen Exil 586 v. Chr. lebt ein Großteil der Juden nicht mehr in Israel, trotzdem fühlen sie sich keinesfalls als „Auslandsisraelis“, sondern als Deutsche, US-Amerikaner, Franzosen, etc. welche mit der entsprechenden Landessprache aufwachsen. Auch sind Menschen aus verschiedensten Völkern zum Judentum konvertiert oder haben Juden geheiratet, sodass Juden heute jede nur erdenkliche Haar-, Haut- und Augenfarbe haben. Und auch die Atheisten unter ihnen verstehen sich als Juden und behaupten, so Küng, ihr Judentum hätte nichts mit Religion zu tun.²²⁶ Fakt ist, dass sich Juden von Anfang an und bis heute auch als Volk verstehen, und sich die Zugehörigkeit zu einem Volk ererben lässt und auch ohne Religiosität möglich ist. Da aber, wie bereits erwähnt, nur ein kleiner Anteil der Juden in Israel lebt und diese sich somit

²²⁴ Marian Kamensky, „Oh-Oh, heute ist nicht mein Tag“ *Berliner Kurier*, 17. 7. 2012, zitiert nach <http://blog.zeit.de/joerglau/files/2012/07/Bildschirmfoto-2012-07-17-um-22.49.15.png>, da sowohl auf der Website des Berliner Kuriers als auch auf der des Künstlers nicht (mehr) zu finden. Zugriff: 04.01.2013.

²²⁵ Detlef David Kauschke, „Geradezu besessen“, Dieter Graumann über gefährliche Töne im Beschneidungsstreit“ *Jüdische Allgemeine*, 23. 8. 2012, zitiert nach <http://www.juedische-allgemeine.de/article/view/id/13818>. Zugriff: 04.01.2013.

²²⁶ Vgl. Hans Küng, *Das Judentum. Die religiöse Situation der Zeit*, München: Piper 2007⁶, S.45f.

vermutlich vordergründig dem Land zugehörig fühlen, in dem sie leben, erklärt auch diese Tatsache das Phänomen nicht ausreichend. Hans Küng erwähnt als weiteren Aspekt noch den der „Schicksalsgemeinschaft“:

Das Judentum ist die rätselhafte Schicksalsgemeinschaft all derer, die, wo und wie auch immer, ihre Abstammung auf Jakob, Israel genannt, zurückführen, juristisch genauer: die eine jüdische Mutter haben oder zum Judentum konvertiert sind. [...] Sie bilden eine Schicksalsgemeinschaft, die (ob von den einzelnen Gliedern bejaht, ignoriert oder geleugnet) durch eine über 3000jährige Geschichte, durch Jahrhunderte des Friedens und Jahrhunderte der Verfolgung, ja der Ausrottung hindurch bis heute eine [...] bewundernswerte Durchhaltekraft bewiesen hat.“²²⁷

Küng hält also die gemeinsame (Leidens-)Geschichte für Grund genug, sich dem Judentum zugehörig zu fühlen. Auch der Vater des Schriftstellers Jurek Becker brachte es in einem Gespräch mit seinem Sohn einmal wie folgt auf den Punkt: „Wenn es keinen Antisemitismus gegeben hätte – denkst du, ich hätte mich auch nur eine Sekunde als Jude gefühlt?“²²⁸ Für Juden heute ist vor allem die Shoah von Bedeutung, da diese, wenn auch kaum mehr selbst, doch noch von den eigenen Eltern oder Großeltern miterlebt wurde. Bei dem Historiker Julius Hans Schoeps heißt es daher:

„Die Erfahrung der Shoa ist heute für Juden in aller Welt Anlass, verstärkt über die eigene Identität nachzudenken. So mancher bekennt sich heute zum Judentum, von dem man es eigentlich nicht erwarten würde. Meist ist es jedoch ein Bekenntnis, das wenig mit der Religion im Sinne von religio (Glaube) zu tun hat, sondern eher mit dem Gefühl, dass man sich nicht aus der kollektiven

²²⁷ Ebd. S. 46.

²²⁸ Jurek Becker, [o.T.], *Mein Judentum*, Hg. Hans Jürgen Schultz, Stuttgart: Kreuz Verlag 1991⁴, S. 10-18, hier S. 12.

Erfahrungs- und Leidensgeschichte davonstehlen könne.“²²⁹

Diese prägende Vergangenheit führt vermutlich tatsächlich dazu, dass eine Loslösung vom eigenen Jude-Sein nahezu nicht möglich ist, ohne sich auch von den eigenen Angehörigen loszulösen, die Teil dieser Vergangenheit sind. Großgeworden mit den Erfahrungen der Eltern oder Großeltern ist die jüdische Geschichte ein Teil der Familiengeschichte und damit automatisch auch prägend für die persönliche Identität. Sich als Teil einer Familie zu fühlen, die aufgrund ihrer Zugehörigkeit zum Judentum die Verfolgung und Vernichtung während der NS-Zeit miterleben musste, und sich gleichzeitig vom Judentum lossagen zu wollen, das empfinden wohl viele Juden heute noch als Verrat. Jurek Becker stellte fest: „Jemand, der unter solchen Umständen erklärt, einer Gruppe nicht mehr angehören zu wollen, gerät leicht in den Ruf eines Deserteurs oder eines Feiglings, oder eines Egoisten.“²³⁰

Viele Generationen mussten für ihr Judentum einen so hohen Preis zahlen, da wäre es doch undankbar, es einfach wegzuworfen wie einen alten Hut. Ein Kind, dem ein teures Klavier gekauft wurde, wird sich verpflichtet fühlen, regelmäßig darauf zu üben, wie groß muss da erst das Pflichtgefühl sein, wenn etwas mit so vielen Menschenleben bezahlt worden ist? Wie viel Wert muss dieses Judentum dann haben?

Goldfarb, der bis heute Schuldgefühle hat, wenn er Wut auf seine Mutter verspürt, der die nicht-jüdische Hanna erst heiraten konnte, als sein Vater schon verstorben war, ist sicherlich so tief in seiner Familie und deren Geschichte verwurzelt, dass eine Abkehr vom Judentum für ihn tatsächlich nicht möglich ist. Und so liegt nahe, dass er auch seinem Sohn diesen Teil von sich weitergeben möchte, möglicherweise mitunter aus durchaus egoistischen Gründen – um diese Vergangenheit nicht allein

²²⁹ Julius H. Schoeps, „Der Auserwähltheitsglaube. Identitätssuche, Erlösungswahn und religiöser Selbstzweifel im Judentum der Neuzeit“, *Über Juden und Deutsche. Historisch-politische Betrachtungen*, (=Deutsch-jüdische Geschichte durch drei Jahrhunderte. Ausgewählte Schriften in 10 Bänden, Band 4) Hg. Moses Medelssohn Zentrum für europäisch-jüdische Studien, Hildesheim, Zürich New York: ²2010, S. 63-118, hier S. 68.

²³⁰ Jurek Becker, [o.T.], S. 17.

zu tragen, jetzt, wo seine Eltern tot sind. Die Beschneidung ist für ihn daher vermutlich nicht als religiöses Ritual von Bedeutung, sondern soll ihm seinen Sohn näher bringen, ihn dem Vater ähnlicher machen.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass dem Judentum wohl nichts Mysteriöses innewohnt, das seine Mitglieder nicht aus seinen Klauen lässt – „viele dunkle Gefühlskräfte, umso gewaltiger, je weniger sie sich in Worte fassen [lassen]“²³¹ – wie Sigmund Freud einmal behauptete, vielmehr scheint die persönliche Geschichte eines jeden (deutschen) Juden so sehr geprägt von der Geschichte des ganzen Judentums, dass ein Entkommen fast unmöglich anmutet. Religiöse Rituale wie die Beschneidung oder jüdische Feste bekommen dadurch sogar für atheistische Juden eine Bedeutung: Mit ihrer Teilnahme drücken sie ihre Zugehörigkeit zu ihrer Familie aus und tragen zugleich einen Teil der Geschichte mit. Im Umkehrschluss fehlt auch ihnen ein Teil ihrer Identität, würden sie sich vom Judentum lossprechen. Der Film zeigt dies treffend mit der Kaffeemaschine aus dem Laden seiner Eltern, die Goldfarb nur aufbewahrt, weil sie ein Andenken an seine Familie ist und die nur dann funktioniert, wenn keines der vielen Teile fehlt.

2.5 Israel

*„Und die Frage kommt jedes Mal, in jedem Gespräch,
manchmal mitleidig, aber meistens vorwurfsvoll,
die immer gleiche Frage:
>>Wie halten Sie's mit der israelischen Politik?<<“²³²*

²³¹ Sigmund Freud, „An die Mitglieder des Vereins B`nai B`rith“, 26.05.1926, *Briefe*, Hg. Ernst und Lucie Freud Frankfurt: Fischer 1960³, S. 380-382, hier S. 381.

²³² Charles Lewinsky, *Ein ganz gewöhnlicher Jude*, S. 82.

Die Rolle Israels ist das letzte große Thema in *Ein ganz gewöhnlicher Jude*. Emanuel Goldfarb fürchtet sich davor, von Herr Gebhardts Klasse nach seiner Meinung zur israelischen Politik gefragt zu werden – ein weiterer Grund, die Einladung nicht anzunehmen, denn diese Frage kann und will er nicht beantworten. Er will sich nicht, nur weil er jüdisch ist, dazu verpflichtet fühlen, eine Meinung zu Israel zu haben und findet, diese Frage impliziere jedes Mal, „eigentlich sei Israel ja meine wahre Heimat und nicht Deutschland. Eigentlich sei ich hier ja nur zu Besuch. Seit Generationen nur zu Besuch.“²³³

Goldfarb sitzt nun wieder an seinem Schreibtisch, es dämmt draußen und er spricht sehr vehement in sein Diktiergerät, welches er mit der rechten Hand vor sein Gesicht hält. Bei diesem Thema ist er sehr konzentriert, filmisch passiert wenig, der Fokus ist auf dem Inhalt. Wir sehen ihn in Nahaufnahme, wie er sich im Licht seiner Schreibtischlampe dafür rechtfertigt, dass er sich nicht rechtfertigen möchte. Er hat vergessen, die Kippa abzunehmen, sie thront noch immer von der Demonstration seiner Flucht in die Orthodoxie auf dem Kopf. Und wie ein ironischer Seitenhieb gerät die Kopfbedeckung immer wieder ins Bild, die man in der Tat in Deutschland nur noch selten in der Öffentlichkeit sieht, während der Träger darüber schimpft, dass die Deutschen ihn zu einem Besucher, einem Exoten erklären wollen.²³⁴ (Abb. 7)

Die heutige Vorstellung vieler Deutscher, Israel sei die eigentliche Heimat der Juden, ist im Hinblick auf die Vertreibung und Ermordung so vieler Juden durch die eigenen Vorfahren besonders problematisch. Sie impliziert damit nicht nur Verantwortung für den Staat Israel, sondern kann auch dazu führen, wie es der Film zeigen möchte, dass deutsche Juden sich nicht als ganz normale Deutsche akzeptiert fühlen, sondern dem Eindruck erliegen, sie seien eigentlich unerwünscht und am Ende nur als Besucher geduldet.

²³³ Charles Lewinsky, *Ein ganz gewöhnlicher Jude*, S. 83.

²³⁴ *Ein ganz gewöhnlicher Jude* (DE 2005), 01:10:51f. (26).



Abb. 7: *Ein ganz gewöhnlicher Jude*, (DE 2005), 01:12:44

In seiner Kindheit, erinnert sich Goldfarb, „[d]a war Israel das gelobte Land, und es gab kaum jemanden, der in das Lob nicht mit einstimmt.“²³⁵ Er stellte es sich vor, als ein Land,

„wo man einfach hinfahren konnte, jederzeit, und wenn man am Flughafen ankam oder am Hafen, dann stand da schon einer und wartete, drückte einem einen Pass in die Hand und sagt: >>Jetzt bist zu Hause.<<“²³⁶

Goldfarb steht nun am Fenster und blickt in die Ferne, als könnte er es von dort aus sehen, das Land, in das man einfach gehen konnte und dann zu Hause war.²³⁷

Für seine Eltern, die zwar in Deutschland bleiben wollten, aber sich dort nicht mehr allzu sicher fühlten, war Israel „eine Versicherung. Ein Fallschirm. Man hofft, ihn nie benutzen zu müssen, aber es ist doch beruhigen zu wissen, dass er da ist. Im Falle eines Falles.“²³⁸

Seine Eltern spendeten für den Aufbau des Landes. Goldfarb erinnert sich an eine

²³⁵ Charles Lewinsky, *Ein ganz gewöhnlicher Jude*, S. 86.

²³⁶ Ebd.

²³⁷ *Ein ganz gewöhnlicher Jude* (DE 2005), 01:14:40f. (27).

²³⁸ Charles Lewinsky, *Ein ganz gewöhnlicher Jude*, S. 86.

blauweiße Sammelbüchse, die immer bei ihnen im Flur hing, und auf der vorne die Karte des Staates Israels abgebildet ist. Diese Sammelbüchse ist für Goldfarb im Laufe seines Monologs erstmals ein Anlass, die Wohnung zu verlassen: Das Thema Israel spielt sich im Keller ab.

Dort hat Goldfarb die Büchse bis heute aufbewahrt. Keller, so sagt Goldfarb, kommen ihm sehr jüdisch vor, weil man dort alles aufbewahrt, was man eigentlich schon längst vergessen hat,²³⁹ tatsächlich ist es aber auch ein Ort, an dem all das aufbewahrt wird, was man zwar gerade nicht braucht aber auch nicht entsorgen möchte, weil man es möglicherweise noch einmal brauchen könnte – im Falle eines Falles. So ist Israel vielleicht nicht nur für seine Eltern, sondern auch für Goldfarb selbst ein Fallschirm geblieben.

Das Thema Israel in den Keller zu verlegen, lässt aber auch an Kellerverstecke während des Zweiten Weltkriegs denken oder an Schutzkeller, in die man sich bei Bombenangriffen zurückzog. Dies ist die Rolle, die der Film dem Land Israel zuweist: Ein Ort, der im Notfall Schutz bieten soll, vor Verfolgung und Angriffen.

Die Kellerabteile in Goldfarbs Wohnhaus reihen sich links und rechts von einem schwach mit Neonlicht beleuchteten Mittelgang auf. Wie ein Zellentrakt, findet Goldfarb.²⁴⁰ Er schließt das Vorhängeschloss zu seinem Kellerabteil auf und beginnt innen zielstrebig, Gegenstände umzuräumen, um zur Sammelbüchse vorzudringen.²⁴¹ Er braucht dafür eine Weile, muss aber nicht suchen, sondern weiß genau wo sie ist, obwohl er sich in seinem Kellerabteil kaum bewegen kann, so viele Sachen sind darin untergebracht. Gefilmt wird Goldfarb durch den Maschendrahtzaun, der im Vordergrund des Bildes verschwimmt, was sich ändert, als er die Büchse gefunden hat: Kurz wird der Maschendrahtzaun deutlich sichtbar, als er sich, die aufgemalte Karte Israels betrachtend, hinsetzt.²⁴² (Abb. 8)

²³⁹ Charles Lewinsky, *Ein ganz gewöhnlicher Jude*, S. 88.

²⁴⁰ Vgl. ebd. S. 89.

²⁴¹ *Ein ganz gewöhnlicher Jude* (DE 2005), 01:17:28f. (28).

²⁴² Ebd. 01:18:50 (29).

Durch den vorhergehenden Vergleich des Kellers mit einem Zellentrakt entsteht für den Zuschauer hier automatisch das Bild eines in einer Zelle eingesperrten Goldfarbs. Als würde hier die Situation gezeigt, die eintreten müsste, damit der Fallschirm Israel plötzlich an Relevanz gewinnt.

Ein weiteres Ärgernis ist für ihn die Erwartungshaltung der Deutschen an Israel. Goldfarb glaubt, man erwarte von Israel ein höheres moralisches Bewusstsein als von anderen Staaten im Krieg.²⁴³ Er findet:

„Es geht Israel als Land wie mir als kleinem Jungen: Wenn es so gut sein will wie die andern [sic!], muss es besser sein als sie. Alles, was weniger als perfekt ist, macht Risches.“²⁴⁴



Abb. 8: *Ein ganz gewöhnlicher Jude*, (DE 2005), 01:18:50

Immer wieder höre er den Vorwurf: „[G]erade ihr mit eurer Geschichte, ihr müsstet doch wissen, was es bedeutet, unterdrückt zu werden.“²⁴⁵ Die Kamera ist nun mit Goldfarb in der Zelle und zeigt ihn, wie er vor dem Maschendrahtzaun

²⁴³ Vgl. Charles Lewinsky, *Ein ganz gewöhnlicher Jude*, S. 91.

²⁴⁴ Ebd. S. 91.

²⁴⁵ Ebd.

steht. Er wirkt auch hier wie ein Gefangener.

Die filmische Verknüpfung des Themas Israel mit dem Keller, welcher von Goldfarb mit Assoziationen wie Zellentrakt, eingesperrt sein und Angst aufgeladen wird,²⁴⁶ lässt noch ein weiteres Bild entstehen: Das Land Israel nicht nur als Fallschirm, sondern auch als Gefängnis für all die Juden, die sich an keinem anderen Ort der Welt sicher fühlen.

Aber welche Rolle spielt Israel für Juden? Liest man in der hebräischen Bibel, so ist es dort das von Gott versprochene, das „gelobte“ Land. Neben dem Glauben an die Erwählung durch Gott, ist die Landverheißung fundamental für das Judentum.²⁴⁷ Doch tatsächlich sieht es mit dem Zugehörigkeitsgefühl vieler deutscher Juden heute anders aus, ihnen ist die Gleichsetzung mit Israel nicht recht.

Der frühere Vorsitzende des *Bundesverbandes Jüdischer Studenten in Berlin* (BJSD) Uriel Kashi hielt 2007 im Auftrag der *Deutsch-Israelischen Gesellschaft Berlin und Potsdam* einen Vortrag basierend auf seiner Magisterarbeit, welche sich mit jüdischer Identität im Nachkriegsdeutschland beschäftigt. In dem Vortrag legt er dar, dass laut einer Umfrage im Jahr 1964 noch 73% der deutschen Juden Auswanderungspläne nach Israel hatten. Nur 8% konnten sich zu diesem Zeitpunkt vorstellen, ihre Zukunft in Deutschland aufzubauen.

Grund für ein Umdenken sieht Kashi in der sogenannten „1968er Generation“, welche sich seiner Meinung nach erstmals kritisch mit der nationalsozialistischen Vergangenheit Deutschlands auseinandersetzte und mit ihrem Glauben an eine „bessere Welt“ auch viele junge deutsche Juden ansteckte.²⁴⁸

Heute fühlt sich die Mehrheit deutscher Juden in Deutschland zu Hause und

²⁴⁶ Vgl. ebd. S. 89

²⁴⁷ Vgl. Hans Küng, *Das Judentum*, S. 75

²⁴⁸ Vgl. Uriel Kashi, „Das Verhältnis junger Juden zu Deutschland, zum Staat Israel und zur jüdischen Religion. Versuch eines historischen Aufrisses“, *compass*, 2007. zitiert nach http://www.compass-infodienst.de/Uriel_Kashi__Das_Verhaeltnis_junger_Juden_zu_Deutschland__zum_Staat_Israel_und_z.3734.0.html, Zugriff: 05.02.2014.

möchte nicht mit den Israelis gleichgesetzt werden.

Michael Guggenheimer, der in der Schweiz aufwuchs, machte ähnliche Erfahrungen wie Goldfarb. Er berichtet:

„[I]ch [wurde] immer mit Israel gleichgesetzt, was mir in jenen Jahren²⁴⁹ noch Pluspunkte einbrachte, weil sich Israel so klein und wehrhaft einer Übermacht von Gegnern mit Erfolg widersetzte.“²⁵⁰

Auch er gibt an, häufig erläutern zu müssen, dass er gegen Ariel Sharons Politik sei und für den Rückzug aus den besetzten Gebieten.²⁵¹

Ebenso erlebt es die 24-jährige Schriftstellerin Lena Gorelik und schildert in dem dokumentarischen Film *Die Judenschublade*:

„Was es in Deutschland oft gibt, dass in Diskussionen um den Nahen Osten Jude gleich Israeli ist, [...] ich werde manchmal gefragt: ‚Was macht ihr denn in Israel da? Was macht ihr da mit den Palästinensern?‘ [...] Ich hab da überhaupt nichts mit zu tun! Ich bin sogar ziemlich pro-palästinensisch!“²⁵²

Dennoch ist Israel für sie ein wichtiges Land. Ihrer Meinung nach ist es das für alle Juden und für deutsche Juden ganz besonders, denn man habe doch noch immer im Hinterkopf, dass – sollte etwas passieren – man jederzeit dort hin könne. Hinzu komme, dass deutsche Juden dort häufig Verwandte hätten, die sie seit ihrer Kindheit regelmäßig besuchen, was ebenfalls mit dem Land verbinde.²⁵³

Ruth, einer der Interviewpartnerinnen, die Uriel Kashi für seine Diplomarbeit befragte, ist Israel jedoch fremd:

„Ich habe mich [in Israel] immer als eine Fremde gefühlt, es ist nicht meine Muttersprache, es ist nicht mein Lebensrhythmus, das Tempo, die Temperatur [...] es tickt einfach vollkommen anders als ich als Mitteleuropäerin [...] Es ist für mich ein anderes Land. Aber eines, was wichtig ist, weil natürlich mir auch

²⁴⁹ Während seiner Schulzeit in den 1960er Jahren.

²⁵⁰ Michael Guggenheimer, „David und Tell“, *So einfach war das. Jüdische Kindheiten und Jugend seit 1945 in Österreich, der Schweiz und Deutschland*, Hg. Jüdisches Museum Hohenems, Hohenems: Jüdisches Museum Hohenems (Hämmerle Druck) 2004, S. 48-50, hier S. 49f.

²⁵¹ Vgl. ebd. S. 50.

²⁵² *Die Judenschublade* (DE 2005), 13:53f.

²⁵³ Vgl. ebd. 15:03.

klar ist, wenn ich hier in Deutschland nicht bleiben könnte, dann müssten sie mich nehmen, ob sie mich wollen oder nicht.“²⁵⁴

Die Schülerin Deliah hingegen fühlt sich Israel sehr zugehörig und kann sich auch eine Auswanderung vorstellen, denn auch wenn die schrecklichen Verbrechen der Shoah nicht an ihr verübt wurden, so seien sie doch in ihrem Kopf, sie rede viel mit ihren Großeltern darüber und könne sie einfach nicht vergessen.²⁵⁵

Eine besonders enge Verbindung mit dem Staat Israel haben allerdings die in Deutschland lebenden Zionisten. Der Zionismus versteht Israel als Heimatstaat aller Juden, unabhängig davon wo auf der Welt sie leben. So nennt die *Zionistische Jugend in Deutschland e.V.* auf ihrer Website die „Enge Verbindung mit Israel als spirituelles und kulturelles Zentrum des jüdischen Volkes“²⁵⁶ ein wichtiges Ziel ihrer Gemeinschaft. Auch Organisationen wie die *Zionistische Organisation Deutschland*, *Mercaz Deutschland* oder *arzenu Deutschland* legen Wert auf ein Verbundenheitsgefühl aller Juden weltweit sowie die Identifikation mit Israel. Die meisten zionistischen Organisationen engagieren sich für und in Israel, arrangieren Austauschprogramme, um Verbindungspunkte zu schaffen und legen Wert auf Hebräischunterricht für alle Juden als gemeinsame Sprache. Ebenso wünschen sie sich, dass Israel, welches wegen seiner Kriegsführung in den Medien immer wieder kritisiert wird, in den Augen der Öffentlichkeit eine Aufwertung erfährt.

Der Zionismus entstand in einer Zeit der akuten Bedrohung für Juden und sollte durch die Gründung eines Judenstaats eine pragmatische Lösung bieten, dem Antisemitismus zu entfliehen. Heute ist der Zionismus daher für deutsche Juden nur dann relevant, wenn sie es wünschen. Die meisten Juden scheinen es allerdings wie Goldfarb zu halten und möchten nicht ständig mit Israel und insbesondere

²⁵⁴ Zitiert nach: . Uriel Kashi, „Das Verhältnis junger Juden zu Deutschland, zum Staat Israel und zur jüdischen Religion. Versuch eines historischen Aufrisses“,

²⁵⁵ Vgl. *Die Judenschublade* (DE 2005), 15:56.

²⁵⁶ Anon., *Unsere Ziele*, o.J., zitiert nach <http://www.zjd-habonim.de/cms/unsere-ziele/>, Zugriff: 29.05.2013.

dessen Politik in Verbindung gebracht werden. Israel befindet sich, wie es der Film anschaulich zeigt, sinnbildlich im Keller einiger deutscher Juden, als eine Option, die man sich sicherheitshalber offen hält, auch wenn man hofft, sie nie zu brauchen.

3. Filmteam

3.1 Der Autor

*„[I]ch bin nicht vom Berufsschriftsteller
zum Berufsjuden geworden.“²⁵⁷*

Charles Lewinsky wurde 1946 in Zürich geboren und studierte an der Freien Universität Berlin Germanistik und Theaterwissenschaft. Als Regieassistent (unter anderem bei Fritz Kortner), Regisseur und Dramaturg sammelte Lewinsky zunächst Theatererfahrung, bevor er sich später dem Schreiben zuwandte. Nach seiner Beschäftigung als Redakteur und Ressortleiter beim Schweizer Fernsehen ist er seit 1980 als freier Autor tätig. Sein Schaffen war und ist äußerst vielseitig. Er schrieb TV-Shows, TV-Serien und Drehbücher zu Filmen, Theaterstücke, Musicals, Liedertexte, Hörspiele und Bücher. Nach eigenen Aussagen schrieb er zuerst „alles, was verkäuflich war“²⁵⁸, damit er es sich leisten konnte, das zu schreiben, was ihm Spaß machte.

²⁵⁷ Ralf Kaminski, Reto Wild, „Täglich drei Seiten, sonst gabs Prügel!“, Migros-Magazin 36, September 2011, S. 34-39, hier S. 39.

²⁵⁸ Charles Lewinsky, *Lieber Dirk*, o.J., http://www.lewinsky.ch/charles/vita_brief.html, Zugriff: 22.04.2013.

Ein ganz gewöhnlicher Jude war eine Auftragsarbeit für den Produzenten Hubertus Meyer-Burckhardt. Charles Lewinsky erzählt in einem Interview auf *stern.de*, er selbst hätte diesen Film niemals angeboten und habe sich auch zunächst heftig gewehrt, da er wusste, es würde ans Eingemachte gehen,²⁵⁹ denn Charles Lewinsky stammt selbst aus einer jüdischen Familie. Über die Zeit, in der er in Deutschland lebte, berichtet er:

„[Ich] war geschockt angesichts der Verkrampftheit des Verhältnisses, das war ich nicht gewohnt. ‚Jaja, einer meiner besten Freunde ist Jude‘, so einen Ausspruch kannte ich nicht, es sagt ja auch keiner ‚jaja, einer meiner besten Freunde ist evangelisch‘. Dieses Verkrampfte, das ist eine typisch deutsche Eigenschaft. Das ist durch die Geschichte so gekommen und wird wohl auch so bleiben.“²⁶⁰

Charles Lewinsky beschäftigt sich in mehreren seiner Werke mit dem Judentum. So erzählt er in seiner Familiensaga *Melnitz* (2006) die Geschichte der Schweizer Juden von 1871 bis 1931, indem er den Alltag von fünf Generationen schildert und nebenbei detailliert in die Sozial- und Kulturgeschichte jüdischen Lebens in der Schweiz eintaucht.

Im Jahr 2011 folgt dann mit *Gerron* ein Roman über den jüdischen Schauspieler und Sänger Kurt Gerron, welcher im Ghetto von Theresienstadt gezwungen wurde, über ebendieses einen Propagandafilm zu drehen, und es als Paradies auf Erden darzustellen.

Auf die Frage, warum er das Judentum erst so spät in seinen Arbeiten thematisiere, antwortete Lewinsky, das sei Zufall.²⁶¹ Grundsätzlich findet er aber: „Ein Schriftsteller sollte über die Dinge schreiben, die er kennt. [...] Ich stamme aus

²⁵⁹ Vgl. Kathrin Bucher, „Den Juden gibt es nicht“, *stern.de*, 2006, <http://www.stern.de/kultur/film/ein-ganz-gewoehnlicher-jude-den-juden-gibt-es-nicht-553451.html>, Zugriff: 24.04.2013.

²⁶⁰ Ebd.

²⁶¹ Vgl. Ralf Kaminski, Reto Wild, „Täglich drei Seiten, sonst gabs Prügel!“, S. 39.

einer jüdischen Familie, also war es sinnvoll, auch darüber zu schreiben.“²⁶² Dennoch ist das Thema Judentum nur eines von vielen Themen, über die Lewinsky geschrieben hat, und so möchte er nicht darauf reduziert werden: „[I]ch bin nicht vom Berufsschriftsteller zum Berufsjuden geworden.“²⁶³ Er betonte ebenfalls, die Figur des Emanuel Goldfarb sei keinesfalls autobiographisch zu verstehen, da er in der Schweiz aufgewachsen sei und dort der Umgang zwischen Juden und Nicht-Juden ein ganz anderer sei.²⁶⁴

Mit der Verfilmung von *Ein ganz gewöhnlicher Jude* zeigte Lewinsky sich sehr zufrieden, auch wenn er, wie er in einem Interview mit *Radio am Alex* zugibt, schon beim Schreiben immer mehr an die Bühne gedacht hat, als ans Fernsehen.²⁶⁵ Offensichtlich war er nicht der einzige: Es gab in den letzten Jahren zahlreiche Inszenierungen an deutschen Theatern und Charles Lewinsky selbst hat eine Theaterfassung des Films verfasst, welche unter anderem 2011 im Grenzlandtheater Aachen mit Karl-Walter Sprungala in der Hauptrolle zu sehen war.

Ben Becker, so sagt er, habe er selbst für die Rolle des Emanuel Goldfarb vorgeschlagen, weil er einen guten Schauspieler wollte, der nicht dem Klischee eines typischen Juden entspricht. Ansonsten war er, bis auf einen Besuch beim Dreh, nicht in die Verfilmung involviert und im Nachhinein sehr überrascht, wie genau sich die Macher an sein Drehbuch gehalten hatten.²⁶⁶

Von den Zuschauern erhofft sich Lewinsky, „dass die Leute, die den Film sehen, ein bisschen von den Klischees in ihren Köpfen Abstand nehmen, indem sie es persönlicher sehen und feststellen, dass es den Juden genauso wenig gibt wie den

²⁶² Ebd.

²⁶³ Ebd.

²⁶⁴ Charles Lewinsky „*Ein ganz gewöhnlicher Jude*“ im Interview, Interview: Hardy Kleidt, D 2011; Radio-Ausstrahlung, Radio am Alex 01.02.2011.

²⁶⁵ Ebd.

²⁶⁶ Vgl. Kathrin Bucher, „*Den Juden gibt es nicht*“.

Deutschen.“²⁶⁷ Eine Gemeinsamkeit mit Goldfarb gibt es aber doch: Auch Charles Lewinsky wird nicht gerne nach der israelischen Politik gefragt:

„Ich bin so damit beschäftigt, mich für die SVP [Schweizerische Volkspartei] zu schämen, dass ich keine Zeit habe, mich auch noch über Israel aufzuregen. Ich bin Schweizer und beschäftige mich mit der Schweizer Politik.“²⁶⁸

3.2 Der Regisseur

*„Mit der ungeheuerlichen Schuld, die die Deutschen zu verantworten haben, kann es keine Normalität geben.
Niemals.“*²⁶⁹

Der deutsche Regisseur Oliver Hirschbiegel wurde 1957 in Hamburg geboren und ist ein typischer Quereinsteiger. Nach seinem Schulabschluss arbeitete er zunächst als Küchenjunge auf See und studierte nach seiner Rückkehr Malerei und Grafik an der Hamburger Hochschule der Künste. Schon in seinem Studium wandte er sich den Bereichen Foto, Video und Fernsehen zu und wechselt schließlich ins Fach Filmregie. Seit 1980 war er professionell als Filmemacher tätig, zuerst für das Fernsehen, später macht er auch Kinofilme.²⁷⁰ Zu großer Bekanntheit kam er mit den Produktionen *Das Experiment* (2001) und *Der Untergang* (2004).

Ein ganz gewöhnlicher Jude ist bereits sein zweites „Kammerspiel“, wie es vielfach in der Presse hieß; *Mein letzter Film* (2002) ist ebenfalls ein neunzigminütiger Monolog, in dem eine alternde Schauspielerin ein neues Leben beginnen möchte

²⁶⁷ Ebd.

²⁶⁸ Ralf Kaminski, Reto Wild, „Täglich drei Seiten, sonst gabs Prügel!“, S. 39.

²⁶⁹ Volker Behrens, „... du kannst nicht mein Feind werden“, *Hamburger Abendblatt*, 19.01.2006, zitiert nach <http://www.abendblatt.de/kultur-live/article782740/du-kannst-nicht-mein-Feind-werden.html>. Zugriff: 01.05.2013.

²⁷⁰ Vgl. Anon., *Oliver Hirschbiegel*, o.J., http://www.filmportal.de/person/oliver-hirschbiegel_911a6f44da824aceadf703ac234eea8e, Zugriff: 01.05.2013.

und während dem Kofferpacken Bilanz zieht – 90 Minuten, in denen sie wie die Figur Goldfarb größtenteils in ihrer eigenen Wohnung gefilmt wird. „Zu meiner großen Überraschung hatte ich plötzlich Lust noch einen Monolog zu machen“,²⁷¹ sagte Hirschbiegel in einem Interview mit der *Süddeutschen Zeitung*, „[d]ieser seltsame, gebrochene, fast gescheiterte Mann, der da mit sich ringt, hat mich interessiert.“²⁷²

Mit Ben Becker als Emanuel Goldfarb war Hirschbiegel mehr als glücklich:

„Ben Becker war für mich die sperrigste Variante [der zehn Schauspieler, die zur Auswahl standen], und das hat mich gereizt. Ich habe ihn immer als unheimlich kraftvollen Schauspieler gesehen und gespürt, dass da noch viel mehr ist, eine Sensibilität, eine Zartheit, aber auch Zweifel und Ängste, das war genau das, was ich aus diesem Juden Goldfarb rausholen wollte. Dieses Poltern gefiel mir und, dass es so deutsch ist.“²⁷³

Auch wollte es Hirschbiegel vermeiden, einen Schauspieler, der dem Klischee eines Juden entspricht, zu engagieren. In einem Gespräch mit dem Deutschlandradio erläutert er: „Aufgrund seines [Ben Beckers] Aussehens, wenn man klischeehaft denkt, sieht er nicht aus wie ein Jude, obwohl er einer ist, und obwohl wir wissen, dass es viele blonde und auch rothaarige Juden gibt.“²⁷⁴ Auch im Nachhinein ist Hirschbiegel überglücklich mit der Auswahl. Er erzählte, die Zusammenarbeit sei nach einem „reinigenden Gewitter“ in den ersten Tagen ein Synchronblindflug gewesen.²⁷⁵

Ein ganz gewöhnlicher Jude sieht Hirschbiegel als eine „besonders starke Symbiose

²⁷¹ Anke Sterneborg, „Wenn wir uns selbst finden, verlieren wir die Welt“, *Süddeutsche Zeitung*, 17.05.2011, zitiert nach <http://www.sueddeutsche.de/kultur/interview-mit-oliver-hirschbiegel-wenn-wir-uns-selber-finden-verlieren-wir-die-welt-1.416589>. Zugriff: 01.05.2013.

²⁷² Ebd.

²⁷³ Anke Sterneborg, „Wenn wir uns selbst finden, verlieren wir die Welt“.

²⁷⁴ *Ein gespaltenes Verhältnis*, Autor: Jörg Tazsman, D 2006; Radio-Ausstrahlung, Deutschlandradio 16.01.2006.

²⁷⁵ Vgl. Oliver Hirschbiegel, in „Interview mit Oliver Hirschbiegel“, *Ein ganz gewöhnlicher Jude. Special Features*, Regie: Oliver Hirschbiegel, Deutschland 2005; DVD, Ismaning: EuroVideo 2006.

von Text und Bildern [...] mit [...]Fahrten, Schwenks, Aufsichten, Untersichten, Close-ups, Totalen, heftigen und sanften Bewegungen.“²⁷⁶ Im Vordergrund steht für ihn dabei, wie in jeder seiner Arbeiten, die Glaubwürdigkeit der Figur des Emanuel Goldfarb.²⁷⁷ Dieser, so Hirschbiegel, stelle sich in diesen 90 Minuten wirklich den Konflikten seiner Biographie und denen des jüdischen Volkes mit den Deutschen.²⁷⁸ Goldfarb ist für Hirschbiegel neben dem Juden in Deutschland auch vor allem ein gescheiterter Kreativer, ein Mensch, der mit seinem Schreiben immer etwas Eigenes Schaffen wollte, weil das, so Hirschbiegel, für ihn von mehr Wert ist, als einen Handel zu betreiben, so wie seine Eltern. Stattdessen schreibe er aber Kritiken und ähnliches für eine Zeitung und der Zuschauer werde Zeuge, wie ihm erstmals etwas ganz Eigenes gelingt.²⁷⁹

Dieses „Selbstgespräch“ findet Hirschbiegel zwar äußerst heilsam für Goldfarbs Psyche, er glaubt aber nicht, dass sein Wunsch nach Normalität gehört werden wird: „Mit der ungeheuerlichen Schuld, die die Deutschen zu verantworten haben“, so Hirschbiegel in einem Interview mit dem Hamburger Abendblatt, „kann es keine Normalität geben. Niemals.“²⁸⁰ Viel wichtiger noch als Vergangenheitsbewältigung ist für Hirschbiegel allerdings der Dialog zwischen Deutschen und Juden, „Reibung erzeugen, die Samthandschuhe ausziehen und sagen, was man denkt“,²⁸¹ um einer Stagnation entgegenzuwirken.

Hirschbiegel ist stolz darauf, was mit diesem Film gelungen gelungen ist. Neben dem Inhalt, den er für wirklich notwendig hält und der ihm aus der Seele spricht, ist er auch sehr zufrieden mit der Atmosphäre, die der Film zeigt.²⁸²

²⁷⁶ *Ein gespaltenes Verhältnis*, Autor: Jörg Tazsman.

²⁷⁷ Vgl. Volker Behrens, „...du kannst nicht mein Feind werden“.

²⁷⁸ Vgl. ebd.

²⁷⁹ Vgl. Oliver Hirschbiegel, in „Interview mit Oliver Hirschbiegel“.

²⁸⁰ Volker Behrens, „...du kannst nicht mein Feind werden“.

²⁸¹ Ebd.

²⁸² Vgl. Oliver Hirschbiegel, in „Interview mit Oliver Hirschbiegel“.

3.3 Der Schauspieler

„Bei der Filmpremiere [...] hat mich eine Frau gefragt,
warum ich die Rolle übernommen habe und nicht ein Jude.
Da hab ich geantwortet: Ich bin einer.
Sie hat schallend gelacht.“²⁸³

Ben Becker in der Rolle des ganz gewöhnlichen Juden Emanuel Goldfarb wird wohl viele überrascht haben. Der Schauspieler und Musiker wurde am 19.12.1964 in Bremen geboren.²⁸⁴ Als Sohn des Schauspielers Rolf Becker und Ziehsohn des Schauspielers Otto Sander war es nicht verwunderlich, dass auch Ben Becker sich für das Schauspiel entschied. Seinem Filmdebüt *Eine Liebe in Deutschland* (1983) folgten zahlreiche Kino- und Fernsefilme wie *Schlafes Bruder* (1994) oder *Comedian Harmonists* (1997) und Auftritte in TV-Serien (z.B. *Polizeiruf 110*). Zusätzlich ist er seit 1985 regelmäßig als Theaterschauspieler zu sehen, unter anderem in *Berlin Alexanderplatz* im Maxim-Gorki-Theater Berlin (2000), im Weimarer Staatstheater in *BAAL* (2003) und von 2009 bis 2012 in *Jedermann* bei den Salzburger Festspielen.

Seine gedrungene Erscheinung und die raue tiefe Stimme lassen ihn auf den ersten Blick derb und grobschlächtig wirken; Becker wurde auch häufig dementsprechend besetzt. Mit den hellblonden Haaren und der blassen Haut galt er für viele als Idealbesetzung des typischen Nazis, wie in *Gloomy Sunday* (1999) oder in *Marlene* (2000). „Bei einer so differenzierten und diffizilen Arbeit [wie *Ein ganz gewöhnlicher Jude*] denkt man ja leider nicht sofort an Ben Becker“,²⁸⁵ bedauert

²⁸³ Sabine Regele, „Ich reite darauf nicht so rum“, *Berliner Morgenpost*, 20.01.2006, zitiert nach <http://www.morgenpost.de/printarchiv/kultur/article259908/ich-reite-darauf-nicht-so-rum.html>. Zugriff: 02.05.2013.

²⁸⁴ Alle biografischen Daten von www.benbecker.de. Anon., *Biographie*, o.J., <http://www.benbecker.de/frameset.html>. Zugriff: 04.05.2013.

²⁸⁵ Sabine Regele, „Ich reite darauf nicht so rum“, *Berliner Morgenpost*, 20.01.2006.

dieser. „Es gibt ja Leute, die in meine Filme gehen, um zu schauen, wann Becker endlich die Bude zusammenhaut.“²⁸⁶ Und *Der Tagesspiegel* titelt: „Becker kann auch anders“.²⁸⁷ Doch auch Ben Becker gibt zu, dass er zunächst einmal überrascht war, für diese Produktion gefragt zu werden, sich ein wenig gewundert hat, was man da wohl von ihm erwarte.²⁸⁸ Oliver Hirschbiegel wendet allerdings ein: „Ich habe da immer eine unglaubliche Sensibilität gesehen, eine Zartheit gesehen [sic.], irgendwelche Ängste gesehen [sic!], und ich habe mir immer gesagt, ich will mit dem endlich arbeiten“.²⁸⁹ Hinzu kommt ein für Ben Becker möglicherweise eher ungewöhnlicher Schauspielstil. Er habe schnell gemerkt, dass bei diesem Text nicht die große Bühne gefragt sei, sondern, dass er minimalistisch arbeiten müsse.²⁹⁰

Dennoch, an einen ganz gewöhnlichen Juden hat bisher vermutlich niemand gedacht, der Ben Becker vor sich sah.

Dabei ist Ben Becker Jude, doch das wussten bis zu dieser Filmproduktion die wenigsten, nicht einmal Oliver Hirschbiegel selbst. „Ich reite darauf nicht so rum [...] Dem wird jetzt eine so große Bedeutung beigemessen. Ich finde das schwachsinnig, das wollte ich gar nicht.“²⁹¹ sagt Becker in einem Interview in der *Berliner Morgenpost* und erzählt:

„Bei der Filmpremiere in Heidelberg hat mich eine Frau gefragt, warum ich die Rolle übernommen habe und nicht ein Jude. Da habe ich geantwortet: Ich bin einer. Sie hat schallend gelacht. Ich sagte ihr dann, daß[sic!] meine Großmutter ‚abgeholt‘ wurde und daß[sic!] sie sich mal bedeckt halten sollte. Muß [sic!] ich, dem Klischee entsprechend, mit einer bestimmten Nase oder mit bestimmten Ohren daherkommen?“²⁹²

²⁸⁶ Ebd.

²⁸⁷ Anon. „Becker kann auch anders“, *Der Tagesspiegel*, 20.01.2006, zitiert nach <http://www.tagesspiegel.de/berlin/becker-kann-auch-anders/676836.html>. Zugriff 02.05.2013.

²⁸⁸ Vgl. Ben Becker, in „Interview mit Ben Becker“, *Ein ganz gewöhnlicher Jude. Special Features*, Regie: Oliver Hirschbiegel, Deutschland 2005; DVD, Ismaning: EuroVideo 2006.

²⁸⁹ *Ein gespaltenes Verhältnis*, Autor: Jörg Tazsman.

²⁹⁰ Ben Becker, in „Interview mit Ben Becker“.

²⁹¹ Sabine Regele, „Ich reite darauf nicht so rum“, *Berliner Morgenpost*, 20.01.2006.

²⁹² Ebd.

Doch auch Ben Becker hatte sich bis zu dem Zeitpunkt nicht intensiv mit seinem Judentum beschäftigt und machte sich durch den Film erstmals bewusst, was in seiner Familie mütterlicherseits vorgefallen war. Die Thematik nach Drehschluss einfach ruhen zu lassen, gelang ihm nicht.²⁹³ In einem Interview mit Deutschlandradio erzählte er:

„[D]as war irgendwie doch ganz spannend, sich dann doch mal mit der, in Anführungsstrichen, eigenen Geschichte doch einmal [sic!] auseinanderzusetzen. Also warum ist meine Mutter in Dänemark zur Schule gegangen? Was war mit Oma los? Warum haben sie die irgendwann einmal abgeholt und so weiter. [...] [I]ch bin antireligiös oder atheistisch oder gar nicht erzogen worden, [...] das einmal näher zu betrachten, dieses Thema, war dann doch ganz spannend.“²⁹⁴

Vor allen Dingen war der Film für Becker aber eine Auseinandersetzung, mit dem, was gegenwärtig passiert, wenn er vor seine Haustür tritt: „Dieses wahnsinnige Polizeiaufgebot oder das Zuschweißen von Gullydeckeln vor der Synagoge [...], weil irgendein Premier aus Israel zu Besuch ist.“²⁹⁵ Trotzdem findet er lange nicht alles gut, was die Figur des Goldfarb sagt und erwähnt anfangs große Probleme gehabt zu haben, in diese Rolle zu schlüpfen:

„Ich finde auch nicht jeden Satz toll, den der von sich gibt. Ich habe auch über einige Sätze lange nachgedacht und habe gedacht, wie mache ich die. Ich habe dann zum Glück für mich versucht, die wertungsfrei hinzustellen.“²⁹⁶

In Goldfarb sieht Becker einen traurigen, zerrissenen, selbstverliebten Menschen, von dem er angibt, nicht zu wissen, ob er gerne mit ihm Zeit verbringen würde oder nicht oder ob er gar mit solch einem Menschen befreundet sein könnte. Dennoch, erzählt er, verbinde ihn nach dieser Produktion mit der Figur Goldfarb eine Liebe und er sei ihm während der Arbeit an diesem Film sehr nah gekommen.

²⁹³ Vgl. ebd.

²⁹⁴ *Ein gespaltenes Verhältnis*, Autor: Jörg Tazsman.

²⁹⁵ ²⁹⁵ Sabine Regele, „Ich reite darauf nicht so rum“.

²⁹⁶ *Ein gespaltenes Verhältnis*, Autor: Jörg Tazsman.

Sogar eine gewisse Ähnlichkeit stellt er zwischen sich und dem Protagonisten fest, was dazu geführt habe, dass man in den 90 Minuten auch sehr viel Privates von ihm selbst sehe. Er habe mit dem Film etwas gesucht und auch gefunden, sagt er abschließend in einem Interview, das für das Bonusmaterial der DVD aufgenommen wurde.²⁹⁷ „Um mit Van Gogh zu sprechen, diese Suche nach der Farbe Gelb, und irgendwie habe ich so ein bisschen Gelb gefunden, das trage ich bei mir da [zeigt auf sein Herz] und irgendwo im Kopf und zwar sehr gerne.“²⁹⁸

²⁹⁷ Vgl. Ben Becker, in „Interview mit Ben Becker“.

²⁹⁸ Ebd.

4. Rezeption

„Der ‚ganz gewöhnliche Jude‘ ist eben doch ein Exot, wie ihn die Freunde des Bagels und der Klezmer-Musik gern haben: Innerlich zerrissen, mit seinem virtuellen Judesein hadernnd, in der Tiefe seines verwundeten Herzens aber gutmütig und kooperativ.“²⁹⁹

Als *Ein ganz gewöhnlicher Jude* im Januar 2006 in den Kinos anläuft, häufen sich vor allem die kritischen Stimmen. Der Film sei voller Plattitüden und Klischees, verkörpere genau die Art Thematisierung des Judentums, gegen welche sein Protagonist 90 Minuten anrede.

Am lautesten ist die Kritik von Henryk Broder für *Spiegel online*. Für ihn ist der Film eine „Strapaze, bei der ständig Vollgas im Leerlauf gegeben wird.“³⁰⁰ Seine Rezension lässt keinen Zweifel daran, dass er den Film für überflüssig hält. Ginge es nach ihm, hätte Goldfarb auf die „Einladung zur pädagogischem Freak-Show“³⁰¹ mit „dem Hinweis auf ein paar lesenswerte Bücher, die man in jeder Bibliothek ausleihen kann“³⁰² reagiert und sich den 90-minütigen Monolog gespart, statt sich nach vorgetäuschter „radikaler Verweigerung“³⁰³ zu guter Letzt doch zur „lustvollen Unterwerfung“³⁰⁴ zu entschließen. Der Film habe keine Handlung, müsste sogar ganz ohne Dramatik auskommen, würde Goldfarb nicht ständig seine Brille auf- und wieder absetzen, so Broder. Der Text ist für ihn voller Schwächen, die im Film noch potenziert würden; konstruiert, eine Ansammlung von Plattitüden und Uralt-Witzen, in der jedem Klischee ein Ehrenplatz zugewiesen würde, Ben Becker dabei

²⁹⁹ Henryk M. Broder, „Der ewig Gute“, *Spiegel online*, 19.01.06, <http://www.spiegel.de/kultur/kino/ein-ganz-gewoehnlicher-jude-der-ewige-gute-a-396116.html>, Zugriff: 29.06.2013.

³⁰⁰ Ebd.

³⁰¹ Ebd.

³⁰² Ebd.

³⁰³ Ebd.,

³⁰⁴ Ebd.

eine „gelungene Fehlbesetzung“³⁰⁵ und Oliver Hirschbiegel ein engagierter Filmemacher, jedoch gibt es für Broder nur eines, das schlimmer ist als engagierte Filmemacher: engagierte Lehrer.³⁰⁶

Charles Lewinsky, Oliver Hirschbiegel und Ben Becker ernten auch in anderen Rezensionen viel Kritik. Der Autor habe einen Text geschrieben, der zwar nicht gänzlich ohne Pointen sei, allerdings voller oft erzählter Anekdoten und Weisheiten und auch sonst rethorisch nicht sonderlich brilliant, findet die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* und titelt spöttisch „Die Tücken der Gewöhnlichkeit“.³⁰⁷ Im *Tagesspiegel* heißt es, der Text platze schier „ob seiner Habe-ich-auch-nichts-weggelassen-Enzyklopädie“,³⁰⁸ Lewinsky neige zum Kommuniké³⁰⁹ und die *Berliner Morgenpost* findet es rechtmäßig, „seinem Text ein Übermaß an Pädagogik und Mangel an ironischer Distanz vorzuwerfen“.³¹⁰

Dem Regisseur wird angelastet, nach *Der Untergang* schon wieder einen Bunkerfilm gedreht zu haben.³¹¹ Es wird hinterfragt, was Hirschbiegel an diesem Stoff gereizt haben könnte, hämisch gemutmaßt, es könnte nach *Der Untergang* eine unverlangte Buße oder auch nur der Wunsch nach Abwechslung gewesen sein, die den Regisseur von „bröckelnden Charaktermasken im Führerbunker zur Identitätskrise eines deutschen Juden Mitte Vierzig“³¹² geführt haben.

Und auch die Begeisterung Hirschbiegels von Ben Becker wird von der Presse nicht ausschließlich geteilt. Becker sei sicher nicht die richtige Besetzung für die von

³⁰⁵ Ebd.

³⁰⁶ Vgl. ebd.

³⁰⁷ Peter Körte, „Die Tücken der Gewöhnlichkeit“, *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*, 15.01.2006, S. 23.

³⁰⁸ Joachim Huber, „Fern wie Marsmenschen“, *Der Tagesspiegel*, zitiert nach <http://www.tagesspiegel.de/medien/fern-wie-marsmenschen/831172.html>. Zugriff: 29.06.2013.

³⁰⁹ Vgl. ebd.

³¹⁰ Hendrik Werner, „Hochzeiten und Todesfälle“, *Berliner Morgenpost*, zitiert nach <http://www.morgenpost.de/printarchiv/kultur/article263921/Hochzeiten-und-Todesfaelle.html>. Zugriff: 29.06.2013.

³¹¹ Vgl. Kerstin Decker, „Hiobs Bote“, *Der Tagesspiegel*, zitiert nach <http://www.tagesspiegel.de/kultur/tagestipps/hiobs-bote/676668.html>, Zugriff: 01.07.2013.

³¹² Peter Körter, „Die Tücken der Gewöhnlichkeit“.

Verzweiflung und Ohnmacht geprägte Rolle des Emanuel Goldfarb, spiele sie mit kraftmeiernder Selbstgefälligkeit und deklamiere so druckreif, dass der Eindruck entstände, man säße in einem deutschen Subventionstheater. Für absurd wird befunden, dass die Rolle des Juden, der eben keine Sonderrolle haben möchte ausgerechnet mit einem Schauspieler besetzt wird, welcher sonderrollenversessen ohnegleichen sei und obendrein nicht einmal in der Lage, dies als Emanuel Goldfarb abzulegen.³¹³

Doch es gibt auch positive Stimmen. Lewinskys Drehbuch sei schnell, schrill, habe Witz, heißt es da zum Beispiel,³¹⁴ sein Versuch, dem jüdischen Leben in Deutschland, statt alles auf Farce zu setzen, reflektierend zu begegnen, durchaus legitim und es sei nachvollziehbar, dass ein 90-minütiger Film viele Komponenten aus Kapazitäts- und Stringenzgründen nur im Subtext anreißen könnte.³¹⁵

Auch die Inszenierung wird als „behutsam“³¹⁶ gelobt und besonders Ben Becker bekommt viel positive Resonanz, vermutlich, weil seine Besetzung für diese Rolle so eine große Überraschung ist. Sein Verdienst sei es, dass man es sich anschauen könnte, wie jemand eine volle Spielfilmlänge durch die Wohnung läuft,³¹⁷ dass der Kunsttext Lewinskys so wirke, als wären Goldfarb die Sätze gerade eben erst eingefallen. Und wieder taucht das Wort „Kraftmeierei“ auf – diesmal aber findet ein Rezensent, Ben Becker verzichte gänzlich darauf.³¹⁸ Der „äußerlich[e] [...] Klischeegermane“³¹⁹ sei als Jude kongenial besetzt.

Inhaltlich wird in einigen Rezensionen Goldfarbs Einstellung gegenüber all jenen, die sich im Umgang mit Juden heute schwer tun, kritisiert. Joachim Huber fragt in

³¹³ Vgl. ebd.

³¹⁴ Vgl. Joachim Huber, „Fern wie Marsmenschen“.

³¹⁵ Vgl. Hendrik Werner, „Hochzeiten und Todesfälle“.

³¹⁶ Vgl. Joachim Huber, „Fern wie Marsmenschen“.

³¹⁷ Vgl. Kerstin Decker, „Hiobs Bote“.

³¹⁸ Vgl. Joachim Huber, „Fern wie Marsmenschen“.

³¹⁹ Vgl. Kerstin Decker, „Hiobs Bote“.

seiner Kritik: „Welche andere Haltung als die philosemitische, demonstrativ und verkrampft, ist wirklich denkbar? Alles andere wäre unehrlich. Die Juden sind den Deutschen so fern, so fremd wie den Juden die Marsmenschen.“³²⁰ Weiter als der viel verunglimpfte Oberstudienrat Gebhardt seien die Deutschen eben noch nicht.³²¹ Goldfarbs Gestus gegenüber Gebhardt oder „arglose[n] nichtjüdische[n] Klezmer-Enthusiasten“,³²² die Tatsache, dass er diese ebenso schlimm findet, wie echte Antisemiten, als wäre der Philosemitismus nur eine besonders hinterhältige Spielart des Antisemitismus, findet die Rezensentin Kerstin Decker präventiös, selbstgefällig, sogar abstoßend.³²³ Sie meint, bei der Bemühung um Normalität im Umgang dürfe man auch ungeschickt und unbeholfen sein, so wie Gebhardt, der auf der Suche nach einem „jüdischen Mitbürger“ ist und diesen mit „einem herzlichen Schalom“ begrüßt.³²⁴ Sie glaubt: „Diese 90 Minuten Kino erklären vielleicht mehr von der Zwiespältigkeit heutiger jüdischer Existenz, als ganze Seminare es könnten.“³²⁵

Wie kommt es, dass trotz der positiven Stimmen dennoch die Rezensionen überwiegen, die den Film platt und klischeebehaftet finden? Zum einen muss man sich sicher die Frage nach der Zielgruppe stellen. Ein 90-minütiger Monolog wird schnell einmal in die Schublade des gehobenen Programmkinos geschoben, aber vielleicht gehört *Ein ganz gewöhnlicher Jude* dort gar nicht hinein. Die so oft erzählten Anekdoten, die Klischees, Charles Lewinsky muss sie zur Genüge kennen und beweist in seiner jüdischen Familiensaga *Melnitz* (2006) (übrigens von der Kritik nahezu einstimmig gelobt), dass er auch ohne diese auskommt. Das lässt vermuten, dass er, der lange ausschließlich Auftragsarbeiten für das Fernsehen

³²⁰ Joachim Huber, „Fern wie Marsmenschen“.

³²¹ Vgl. ebd.

³²² Kerstin Decker, „Hiobs Bote“.

³²³ Vgl. ebd.

³²⁴ Vgl. ebd.

³²⁵ Ebd.

ausführte, bewusst eine größere Zielgruppe mit seinem Drehbuch ansprechen wollte, auch – oder vielleicht ganz besonders – die, die über den heutigen Umgang mit Juden in Deutschland bisher wenig reflektiert haben.

Zum anderen hat die Jurybegründung der Deutschen Film- und Medienbewertung (FBW), die den Film mit dem Prädikat wertvoll auszeichnete, ein Problem vieler Kritiker auf den Punkt gebracht: Die Verallgemeinerung. Und so heißt es dort: „Hirschbiegels Film spiegelt subjektive jüdische Befindlichkeit im zeitgenössischen Deutschland, er gibt keine reflektierte Position wieder - er ist kein Thesenpapier, sondern ein Film.“³²⁶

Fazit

In der Jurybegründung der FBW ist bereits treffend formuliert: Es handelt sich bei *Ein ganz gewöhnlicher Jude* um einen Film, nicht um ein Thesenpapier, und bei der Figur Emanuel Goldfarb um einen Juden, dessen subjektive Wahrnehmung wiedergegeben wird, nicht um einen repräsentativen deutschen Juden. Es muss also auch die Gestaltung von Goldfarbs Persönlichkeit und Lebenslauf als eine Figur in Drehbuch und Film einbezogen werden, wenn man der Frage nachgehen möchte, wie zutreffend seine Wahrnehmung der jüdischen Identität in Deutschland ist. Zentraler Faktor ist hier sicher die Trennung von seiner Frau: Goldfarb wünscht sich einen beschnittenen Sohn, nicht aus Religiosität, sondern weil er sich ihm auf diese Weise näher und zugehöriger gefühlt hätte, sie beide Teil derselben Tradition und Schicksalsgemeinschaft gewesen wären – kein ungewöhnliches Bedürfnis. Selbst erkennt er die Ursache für seinen Wunsch jedoch nicht und macht somit

³²⁶ Anon., *Jurybewegründung. Prädikat wertvoll*, o.J., http://www.fbw-filmbewertung.com/film/ein_ganz_gewoehnlicher_jude, Zugriff: 01.07.2013.

seine Zugehörigkeit zum Judentum verantwortlich, die damit zu einer mystischen Größe emporwächst, vor der es kein Entrinnen gibt. So stark, dass sich Goldfarb ihrer nicht erwehren kann und schließlich seine Frau verliert. Er bleibt zurück mit einer Wut, die er sich nicht gestattet und die deshalb zu Selbstmitleid zerfällt.

Sein Jude-Sein, seine jüdische Familie, seine jüdische Prägung tragen in seinen Augen die Schuld, werden Projektionsfläche für die eigene Unzulänglichkeit und erfüllen ihn mit einem allgegenwärtigen Gefühl der Ohnmacht. Und so ist jede Konfrontation mit Meinungen und Vorstellungen zum oder Unbeholfenheit gegenüber dem Judentum für Goldfarb in höchstem Maße persönlich.

Die Kamera nimmt in *Ein ganz gewöhnlicher Jude* die Rolle der „Anderen“ ein. Sie steht für die Menschen, über die Goldfarb in den 90 Minuten immer wieder spricht, die, die ihn nicht einen „ganz gewöhnlichen“ Juden in Deutschland sein lassen, sondern ihn mit ihrem Philosemitismus und ihrem übertrieben Interesse bedrängen, ihn nicht atmen lassen. Die Verwendung der Handkamera macht auf den Menschen aufmerksam, der diese führt und lässt somit den Eindruck entstehen, jemand hätte sich in Goldfarbs Wohnung geschlichen, um sich so einen Juden mal ganz genau anzusehen. Dementsprechend folgt ihm die Kamera auf Schritt und Tritt, sitzt ihm im Nacken, mustert ihn wie ein besonders exotisches Tier im Zoo, betrachtet ihn genau so, wie er glaubt betrachtet zu werden und wie er sich gleichzeitig selbst betrachtet: Wie eine Kuriosität, die nicht nur von der Außenwelt nicht verstanden wird, sondern sich selbst wohl am allerwenigstens begreift.

Goldfarbs Aussagen deshalb als nicht zutreffend für die Konstitution jüdischer Identität in Deutschland zu erachten, wäre allerdings falsch, denn wie diese Arbeit zeigt, spricht Lewinskys Protagonist Themen an, welche viele deutsche Juden ebenfalls beschäftigen.

Zahlreiche Statements zeigen: Häufig fühlen sich deutsche Juden ebenso wie Goldfarb in eine Sonderrolle gedrängt. Sie erfahren eine ständige Thematisierung ihres Judentums in Gesprächen, werden mit Unbeholfenheit im Umgang mit ihnen

konfrontiert oder – ganz im Gegenteil – mit unangebrachter Neugier und Zuneigung. Sie wünschen sich mehr Normalität im Umgang mit Nichtjuden und fühlen sich von Mitleid und Philosemitismus gestört.

Dennoch begreifen sich die meisten Juden – ob religiös oder nicht – auch als solche. Häufig ist es die gemeinsame Geschichte ihrer Vorfahren, die an dieser Stelle besonders für nichtreligiöse Juden identitätsstiftend wirkt. Gleichzeitig wird diese, wie von Goldfarb auch, oft als belastend wahrgenommen, besonders in Deutschland, wo eine ständige Konfrontation mit den Verbrechen der Shoah stattfindet, die zum einen zu einer Wegschau-Mentalität bzw. im schlimmsten Fall zu einem Gefühl der Abneigung auf der Seite der Nicht-Juden führt, zum anderen den Wunsch nach Wiedergutmachung weckt. Beides ist für einen alltäglichen Umgang miteinander kontraproduktiv – gefährlich ist aber vor allem das Abneigungsgefühl.

Ein „neuer“ Antisemitismus, der sich erst durch die Konfrontation mit der eigenen oder ererbten Schuld etabliert hat, scheint in Deutschland besonders verbreitet zu sein und sorgt dafür, dass es einige Juden vorziehen, sich in der Öffentlichkeit bedeckt zu halten. Allerdings scheinen die Juden zu überwiegen, welche sich in Deutschland nicht bedroht fühlen, auch wenn ihr Judentum für alle sichtbar ist. Besonders Juden, die aus der ehemaligen Sowjetunion emigriert sind, fühlen sich in Deutschland meist nicht gefährdet.

Sich gegen ihr Judentum zu entscheiden wird atheistischen Juden nicht leicht gemacht, obwohl dem Judentum nichts Mysteriöses innewohnt, das den einzelnen Juden an diese Identität fesselt – die Ursache liegt vielmehr in der Identifikation mit der eigenen Familie und deren Erlebnissen. Haben Angehörige wegen ihrer Zugehörigkeit zum Judentum viel erleiden müssen, kann ein Lossagen von demselben wie eine Entwertung verstanden werden. Hinzu kommt ein Verbundenheitsgefühl, welches auch der Figur des Goldfarb zugeschrieben wird, dass sich aus Traditionen und Ritualen aus der Kindheit ergibt, wie es bei

Angehörigen jeder Religion häufig der Fall ist.

Die Verbindung deutscher Juden mit Israel wird sehr gespalten wahrgenommen. Viele Deutsche nehmen Juden vordergründig als Israelis wahr, was allerdings nur selten der Selbstwahrnehmung deutscher Juden entspricht. Zwar ist Israel für viele Juden von Bedeutung, weil es im Notfall Zuflucht bieten würde – der Großteil der deutschen Juden fühlt sich allerdings in erster Linie deutsch und würde Goldfarb zustimmen, wenn dieser sagt, er möchte nicht ständig nach seiner Meinung zur israelischen Politik befragt werden.

Nach Sichtung zahlreicher Statements zum Thema „jüdische Identität“ steht fest: Von Normalität im Umgang mit deutschen Juden sind deutsche Nicht-Juden fast 70 Jahre nach der Shoah noch weit entfernt. Die Themen, welche Goldfarb in 90 Minuten Film anschneidet und die in dieser Arbeit die Kapitelüberschriften des Hauptteils bilden, finden sich in zahlreichen Aussagen deutscher Juden wieder. Es lässt sich daher abschließend feststellen: *Ein ganz gewöhnlicher Jude* ist in seinen Inhalten maßgeblich geprägt von der Persönlichkeit und den Erlebnissen der Figur Emanuel Goldfarb. Dennoch sind die Themen, die er anschneidet, für zahlreiche Juden aktuell und seine Haltung diesen gegenüber in vielen Fällen repräsentativ.

Bibliographie

Selbstständig:

Anon., *Unsere Ziele*, o.J, zitiert nach <http://www.zjd-habonim.de/cms/unsere-ziele/>,
Zugriff: 29.05.2013.

Heinz Abels, Alexandra König (Hg.), *Sozialisation. Soziologische Antworten auf die Frage, wie wir werden, was wir sind, wie gesellschaftliche Ordnung möglich ist und wie Theorien der Gesellschaft und der Identität ineinanderspielen*, Wiesbaden: VS 2010.

Henryk M. Broder, *Der ewige Antisemit. Über Sinn und Funktion eines beständigen Gefühls*. BvT: 2006².

Ferdinand Dexinger, *Der Glaube der Juden*. Kevelaer: Topos plus 2003.

Esther Dischereit, *Übungen, jüdisch zu sein*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1998.

Erving Goffman, *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*, Frankfurt a.M.: stw 1975 (*Stigma. Notes on the Management of Spoiled Identity*. New Jersey: Prentice Hall 1963).

Werner Keller, *Und wurden zerstreut unter alle Völker. Die nachbiblische Geschichte des jüdischen Volkes*, München: Droemer Knaur 1966.

Hans Küng, *Das Judentum. Die religiöse Situation der Zeit*, München: Piper 2007⁶.

Charles Lewinsky, *Ein ganz gewöhnlicher Jude*, Berlin: Rotbuch 2008.

Theodor Much, *Zwischen Mythos und Realität. Judentum, wie es wirklich ist*, Wien, Klosterneuburg: Edition Va Bene 2008.

Philip Roth, *American Pastoral*, London: Vintage Books 1998.

Heinrich Simon, *Leben im Judentum*, Berlin: Hentrich&Hentrich und Centrum Judaicum 2003. Zitiert nach <http://www.zentralratjuden.de/de/topic/205.html>, Zugriff: 14.12.2012.

Jens. J. Scheiner, *Vom Gelben Flicken zum Judenstern? Genese und Applikation von Judenabzeichen im Islam und christlichen Europa (849-1941)*, Frankfurt a.M.: Lang 2004.

Martin Walser, *Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede. Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 1998*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1998.

Unselbstständig:

Anon. „Becker kann auch anders“, *Der Tagesspiegel*, 20.01.2006, zitiert nach <http://www.tagesspiegel.de/berlin/becker-kann-auch-anders/676836.html>. Zugriff 02.05.2013.

Ino Arndt, Heinz Boberach, „Deutsches Reich“, *Dimension des Völkermords. Die Zahl der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus* [= Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte, Band 33], Hg. Wolfgang Benz, München: Oldenbourg 1991, S. 23-65.

Matthias Bartsch, Patrick Kremers, Juliane von Mittelstaedt, Conny Neumann, Peter Wensierski, „Das große Unbehagen“, *Der Spiegel*, 37/2012, S. 30-32.

Jurek Becker, [o.T.], *Mein Judentum*, Hg. Hans Jürgen Schultz, Stuttgart: Kreuz Verlag 1991⁴, S. 10-18.

Volker Behrens, „...du kannst nicht mein Feind werden“, *Hamburger Abendblatt*, 19.01.06, zitiert nach <http://www.abendblatt.de/kultur-live/article782740/du-kannst-nicht-mein-Feind-werden.html>, Zugriff: 29.04.2013.

Wolfgang Benz, „Die Dimension des Völkermords. Einleitung“, *Dimension des Völkermords. Die Zahl der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus* [= Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte, Band 33], Hg. Wolfgang Benz, München: Oldenbourg 1991, S. 1-20.

Elke Bredereck „Lena: Die Welt der Musik“, in: *Menschen jüdischer Herkunft. Selbstbilder aus St. Petersburg, Vilnius und Berlin*, Hg. Erhard Roy Wiehn, Konstanz: Hartung-Gorre Verlag 2004, S. 119-130.

Elke Bredereck „Ninel: Das Lernen fällt mir schwer“, in: *Menschen jüdischer Herkunft. Selbstbilder aus St. Petersburg, Vilnius und Berlin*, Hg. Erhard Roy Wiehn, Konstanz: Hartung-Gorre Verlag 2004, S. 131-136.

Tsafrir Cohen, „Ab ins >>wahre<< Leben“, *So einfach war das. Jüdische Kindheit und Jugend in Deutschland seit 1945*, Hg. Cilly Kugelmann, Hanno Loewy, Stiftung Jüdisches Museum Berlin, Köln: DuMont 2002, S. 36-41.

Kerstin Decker, „Hiobs Bote“, *Der Tagesspiegel*, zitiert nach
<http://www.tagesspiegel.de/kultur/tagestipps/hiobs-bote/676668.html>, Zugriff:
01.07.2013.

Helmut Dubiel, „Identität, Ich-Identität“, *Historisches Wörterbuch der Philosophie*,
Bd. 4, Hg. Joachim Ritter u. Karlfried Gründer, Basel Stuttgart: Schwabe & Co 1976,
Sp. 148-151.

Sigmund Freud, „An die Mitglieder des Vereins B`nai B`rith“, 26.05.1926, *Briefe*,
Hg. Ernst und Lucie Freud Frankfurt: Fischer 1960³, S. 380-382.

Alena Fürnberg, „So kam ich unter die Deutschen“, *So einfach war das. Jüdische
Kindheit und Jugend in Deutschland seit 1945*, Hg. Cilly Kugelman, Hanno Loewy,
Stiftung Jüdisches Museum Berlin, Köln: DuMont 2002, S. 50-51.

Michael Guggenheimer, „David und Tell“, *So einfach war das. Jüdische Kindheiten
und Jugend seit 1945 in Österreich, der Schweiz und Deutschland*, Hg. Jüdisches
Museum Hohenems, Hohenems: Jüdisches Museum Hohenems (Hämmerle Druck)
2004, S. 48-50.

Manuel Herz, „Schwedischer Pass mit deutschem Akzent“, *So einfach war das.
Jüdische Kindheit und Jugend in Deutschland seit 1945*, Hg. Cilly Kugelman,
Hanno Loewy, Stiftung Jüdisches Museum Berlin, Köln: DuMont 2002, S. 52-55.

Barbara Honigmann, „Fremdheit“, *So einfach war das. Jüdische Kindheit und Jugend
in Deutschland seit 1945*, Hg. Cilly Kugelman, Hanno Loewy, Stiftung Jüdisches
Museum Berlin, Köln: DuMont 2002, S. 56-57.

Joachim Huber, „Fern wie Marsmenschen“, *Der Tagesspiegel*, zitiert nach <http://www.tagesspiegel.de/medien/fern-wie-marsmenschen/831172.html>, Zugriff: 29.06.2013.

Marian Kamensky, „Oh-Oh, heute ist nicht mein Tag“ *Berliner Kurier*, 17.07.2012, zitiert nach <http://blog.zeit.de/joerglau/files/2012/07/Bildschirmfoto-2012-07-17-um-22.49.15.png>, Zugriff: 14.02.2013.

Ralf Kaminski, Reto Wild, „Täglich drei Seiten, sonst gabs Prügel!“, *Migros-Magazin* 36, September 2011, S. 34-39.

Detlef David Kauschke, „ ‚Geradezu besessen‘ Dieter Graumann über gefährliche Töne im Beschneidungsstreit“ *Jüdische Allgemeine*, 23.08.2012, zitiert nach <http://www.juedische-allgemeine.de/article/view/id/13818>. Zugriff: 04.01.2013.

Peter Körte, „Die Tücken der Gewöhnlichkeit“, *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*, 15.01.2006, S. 23.

Cilly Kugelman, Hanno Loewy, „So einfach war das“, *So einfach war das. Jüdische Kindheit und Jugend in Deutschland 1945*, Hg. Cilly Kugelman, Hanno Loewy, Stiftung Jüdisches Museum Berlin, Köln: DuMont 2002, S. 6-20.

Hannah Lessing, „Davidstern und Weihnukkah“, *So einfach war das. Jüdische Kindheiten und Jugend seit 1945 in Österreich, der Schweiz und Deutschland*, Hg. Jüdisches Museum Hohenems, Hohenems: Jüdisches Museum Hohenems (Hämmerle Druck) 2004, S. 71-73.

Kuno Lorenz, „Identität“, *Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie*, Bd. 3, Hg. Jürgen Mittelstraß, Stuttgart, Weimar: Metzler² 2003, S. 530-534.

Sabine Regele, „Ich reite darauf nicht so rum“, Berliner Morgenpost, 20.01.2006, zitiert nach <http://www.morgenost.de/printarchiv/kultur/article259908/ich-reite-darauf-nicht-so-rum.html>. Zugriff: 02.05.2013.

Robert Schindel, „Wuschel. Bemerkungen zur Leidensgeschichte jüdischer Identität“, *Identitäten*, Hg. Gisela Dachs, Frankfurt a.M. Suhrkamp 2009, S. 11-30.

Julius H. Schoeps, „Der Auserwähltheitsglaube. Identitätssuche, Erlösungswahn und religiöser Selbstzweifel im Judentum der Neuzeit“, *Über Juden und Deutsche. Historisch-politische Betrachtungen*, (=Deutsch-jüdische Geschichte durch drei Jahrhunderte. Ausgewählte Schriften in 10 Bänden, Band 4) Hg. Moses Medelssohn Zentrum für europäisch-jüdische Studien, Hildesheim, Zürich New York: ²2010, S. 63-118.

Susanne Schönborn, „Jüdische Identitäten im Spannungsfeld zwischen Fremd- und Selbstentwurf im Kontext der Walser-Bubis-Debatte 1998“, *Konzeptionen des Jüdischen. Kollektive Entwürfe im Wandel* [= Schriften des Centrums für Jüdische Studien, Band 11], Hg. Petra Ernst, Gerald Lamprecht, Innsbruck: Studienverlag 2009. S. 380-398.

Heinrich Simon, „Zum Problem der jüdischen Identität“, *Jüdische Selbstwahrnehmung*. Hg. Hans Otto Horch, Charlotte Wardi. Tübingen: Niemeyer 1997, S. 15-25.

Anke Sterneborg, „Wenn wir uns selbst finden, verlieren wir die Welt“, *Süddeutsche Zeitung*, 17.05.2011, zitiert nach <http://www.sueddeutsche.de/kultur/interview-mit-oliver-hirschbiegel-wenn-wir-uns-selber-finden-verlieren-wir-die-welt-1.416589>. Zugriff: 01.05.2013.

Hendrik Werner, „Hochzeiten und Todesfälle“, *Berliner Morgenpost*, zitiert nach <http://www.morgenpost.de/printarchiv/kultur/article263921/Hochzeiten-und-Todesfaelle.html>. Zugriff: 29.06.2013.

Jörg Zirfas, „Identität in der Moderne. Eine Einleitung“, *Schlüsselwerke der Identitätsforschung*, Hg. Benjamin Jörissen u. Jörg Zirfas, Wiesbaden: VS 2010, S. 9-17.

Film:

Die Judenschublade, Regie: Stephan Laur, Margarethe Mehring-Fuchs, Deutschland 2005; DVD, Bonn/Hamburg: Linguavideo 2005.

Ein ganz gewöhnlicher Jude, Regie: Oliver Hirschbiegel, Deutschland 2005; DVD, Ismaning: EuroVideo 2006.

Ben Becker, in „Interview mit Ben Becker“, *Ein ganz gewöhnlicher Jude. Special Features*, Regie: Oliver Hirschbiegel, Deutschland 2005; DVD, Ismaning: EuroVideo 2006.

Oliver Hirschbiegel, in „Interview mit Oliver Hirschbiegel“, *Ein ganz gewöhnlicher Jude. Special features*, Regie: Oliver Hirschbiegel, Deutschland 2005; DVD, Ismaning: EuroVideo 2006.

Leben und Leben lassen, Regie: Sharon Brauner, Deutschland 2002, zu sehen auf www.leben-und-leben-lassen.com/, Zugriff: 10.09.2013.

Radiobeiträge:

Charles Lewinsky „Ein ganz gewöhnlicher Jude“ im Interview, Interview: Hardy Kleidt, D 2011; Radio-Ausstrahlung, Radio am Alex 01.02.2011.

Ein gespaltenes Verhältnis, Autor: Jörg Tazsman, D 2006; Radio-Ausstrahlung, Deutschlandradio 16.01.2006.

Nervige Fragen zum koscheren Essen, Autor: Gerald Beyrodt, D 2012; Radio-Ausstrahlung, Deutschlandradio 13.03.2012.

Internetquellen:

Anon., *Biographie*, o.J., <http://www.benbecker.de/frameset.html>, Zugriff: 04.05.2013.

Anon., *Ein ganz gewöhnlicher Jude*, 2005, www.filmfest-hamburg.de/de/programm/film/Ein%20ganz%20gew%C3%B6hnlicher%20Jude/1101, Zugriff: 24.01.2012.

Anon., *Jurybewegründung. Prädikat wertvoll*, o.J., http://www.fbw-filmbewertung.com/film/ein_ganz_gewoehnlicher_jude, Zugriff: 01.07.2013.

Anon., *Programm*, 2005, www.jfw.at/2005/info.htm, Zugriff 24.01.2012.

Anon., *Wiedergutmachung*, o.J.,
www.bpb.de/publikationen/JNSEQM,0,0,Wiedergutmachung.html, Zugriff:
26.01.2012.

Anon., *Judentum in der BRD*, o.J., www.zentralratjuden.de/de/topic/66.html,
Zugriff: 01.02.2012.

Anon., *Oliver Hirschbiegel*, o.J., http://www.filmportal.de/person/oliver-hirschbiegel_911a6f44da824aceadf703ac234eea8e, Zugriff: 01.05.2013.

Anon., *Über uns*, o.J., www.jungundjuedisch.de/index.html, Zugriff: 18.03.2012.

Henryk M. Broder, „Der ewig Gute“, *Spiegel online*, 19.01.06,
<http://www.spiegel.de/kultur/kino/ein-ganz-gewoehnlicher-jude-der-ewige-gute-a-396116.html>, Zugriff: 29.06.2013.

Kathrin Bucher, „Den Juden gibt es nicht“, *stern.de*, 2006,
<http://www.stern.de/kultur/film/ein-ganz-gewoehnlicher-jude-den-juden-gibt-es-nicht-553451.html>, Zugriff: 24.04.2013.

Bundesministerium der Finanzen, *Entschädigungen von NS-Unrecht. Regelungen zur Wiedergutmachung*, 2011,
www.bundesfinanzministerium.de/nn_618/DE/BMF__Startseite/Service/Broschueren__Bestellservice/Das__Ministerium/40144,templateId=raw,property=publicationFile.pdf, Zugriff: 27.01.2012.

Gesine Grassel, „Hirschbiegels neuster Streich“, *kino-zeit.de*, 2006, www.kino-zeit.de/filme/ein-ganz-gewoehnlicher-jude, Zugriff: 24.01.2012.

Uriel Kashi, „Das Verhältnis junger Juden zu Deutschland, zum Staat Israel und zur jüdischen Religion. Versuch eines historischen Aufrisses“, *compass*, 2007. zitiert nach http://www.compass-infodienst.de/Uriel_Kashi__Das_Verhaeltnis_junger_Juden_zu_Deutschland__zum_Staat_Israel_und_z.3734.0.html, Zugriff: 05.02.2014.

Salomon Korn, *Erzwungene „Normalität“*, 2004, www.zentralratdjuden.de/de/article/21.html, Zugriff: 24.06.2012.

Charles Lewinsky, *Lieber Dirk*, o.J., http://www.lewinsky.ch/charles/vita_brief.html, Zugriff: 22.04.2013.

Nathan Miller, *Kinder einer ehemaligen Jüdin*, 2007, <http://www.hagalil.com/judentum/rabbi/fh-0710-4.htm>, Zugriff: 04.01.2013.

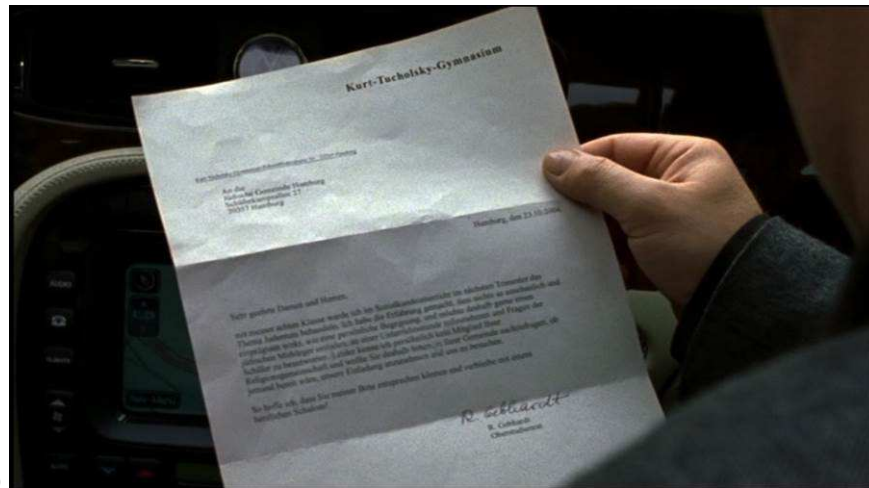
Aron Moss, *How does one quit Judaism?*, 2004, http://www.chabad.org/library/article_cdo/aid/160964/jewish/How-Does-One-Quit-Judaism.htm, Zugriff: 04.01.2013.

Gudrun Schröter, *Judenverfolgung und Antisemitismus in Osteuropa. Ein Überblick*, o.J., www.hagalil.com/antisemitismus/osteuropa/antisemitismus.htm, Zugriff: 18.08.2012.

Klaudia Wick, „Mal wütend, mal zynisch, mal abgrundtief verletzt“, *Berliner Zeitung*, 4.4.2007, www.berliner-zeitung.de/archiv/wie-sich-ben-becker-wehrt---ein-ganz-gewoehnlicher-jude--zu-sein--ein-kammerspiel-von-oliver-hirschbiegel-in-der-ard-mal-wuetend--mal-zynisch--mal-abgrundtief-verletzt,10810590,10468030.html, Zugriff: 24.01.2012.

Anhang

Bildmaterial



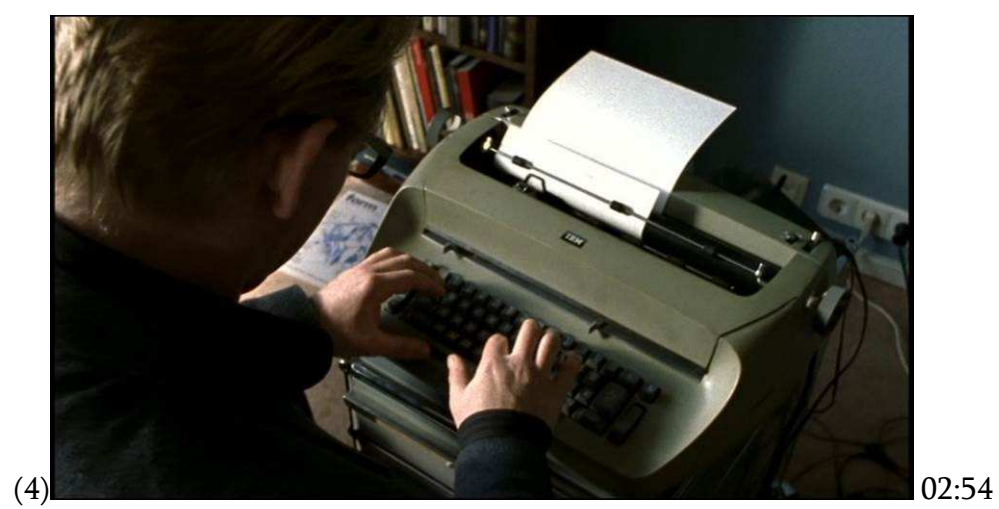
(1)

00:04



(2)

00:59





(5)

04:26



(6)

06:10



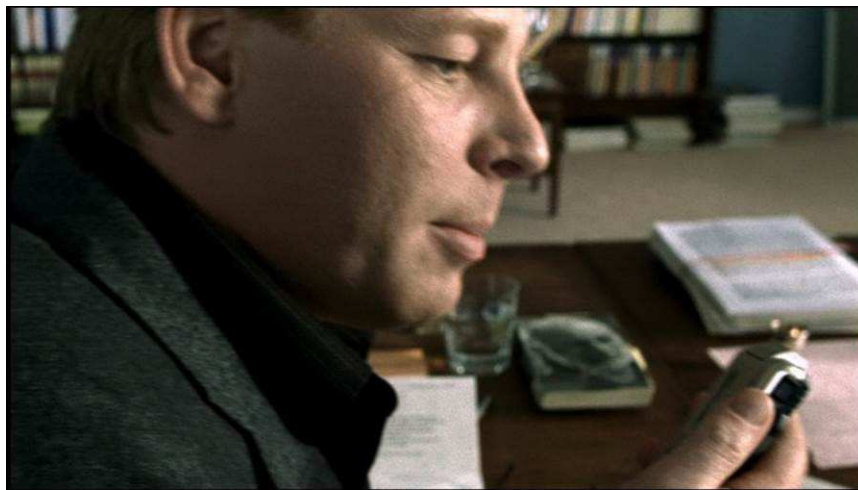
(6)

06:22



(6)

06:26



(7)

08:07



(8)

06:52



(9)

12:20



(9)

12:23



(10)

13:16





(14)

13:25



(15)

21:36



(16)

25:15





(20)

37:56



(21)

38:28



(22)

01:00:34



(23)

01:00:42



(24)

01:02:28



(25)

01:06:31





(29)

01:18:50

Zusammenfassung

Die vorliegende Diplomarbeit beschäftigt sich mit der Darstellung jüdischer Identität in dem Film *Ein ganz gewöhnlicher Jude*. Es soll herausgearbeitet werden, inwiefern die Thesen, welche der Film aufstellt, repräsentativ für deutsche Juden sind. Dazu werden die Aussagen des Protagonisten *Emanuel Goldfarb* in Bezug zu Stellungnahmen deutscher Juden gesetzt.

Die Arbeit legt im Hauptteil zunächst die Problematik der Sonderrolle von Juden in Deutschland dar und stellt auch die Frage nach einer möglichen Stigmatisierung, wobei der Begriff im Sinne Erving Goffmans verwendet wird. Weiters beschäftigt sich die Arbeit mit der Bedeutung der jüdischen Geschichte für deutsche Juden und deren Auswirkungen auf ihr heutiges Leben. In dem Kapitel „Risches“ wird das Thema Antisemitismus unter besonderer Berücksichtigung eines möglichen Vermeidungsverhaltens deutscher Juden behandelt. Anschließend wird in dem Kapitel „Der ewige Jude“ die Frage nach dem Kern des „Jüdischen“ gestellt. Wer identifiziert sich warum mit dem Judentum und weshalb ist es schwierig sich gegen die jüdische Tradition zu entscheiden? Außerdem erörtert die Arbeit die Bedeutung des Staates Israel für deutsche Juden und betrachtet dabei auch, inwieweit sich die Selbstwahrnehmung von der Außenwahrnehmung unterscheidet.

Im Anschluss an den Hauptteil liefert die Arbeit noch einige Informationen zu dem Drehbuchautor Charles Lewinsky, dem Regisseur Oliver Hirschbiegel und dem Hauptdarsteller Ben Becker unter Berücksichtigung ihres eigenen Bezugs zum Judentum und ihrer Haltung zu der Produktion.

Abschließend wird ein ausführlicher Überblick über die Rezeption des Filmes gegeben.

Lebenslauf

Persönliche Daten

Name:	Theresa Wey
Adresse:	Penzinger Straße 105/6, 1140 Wien
Telefon:	0650-5112845
E-Mail:	theresa.vey@gmx.net
Staatsangehörigkeit:	Deutsch
Geburtsdatum und -ort:	2. April 1987, Königstein im Taunus

Schulbildung

Bis 2007:	Besuch der St. Angela Schule/Königstein im Taunus; Abschluss: Abitur.
-----------	---

Studienverlauf

WS07/08 – SS2014	Studium der Theater-, Film- und Medienwissenschaft an der Universität Wien.
------------------	---